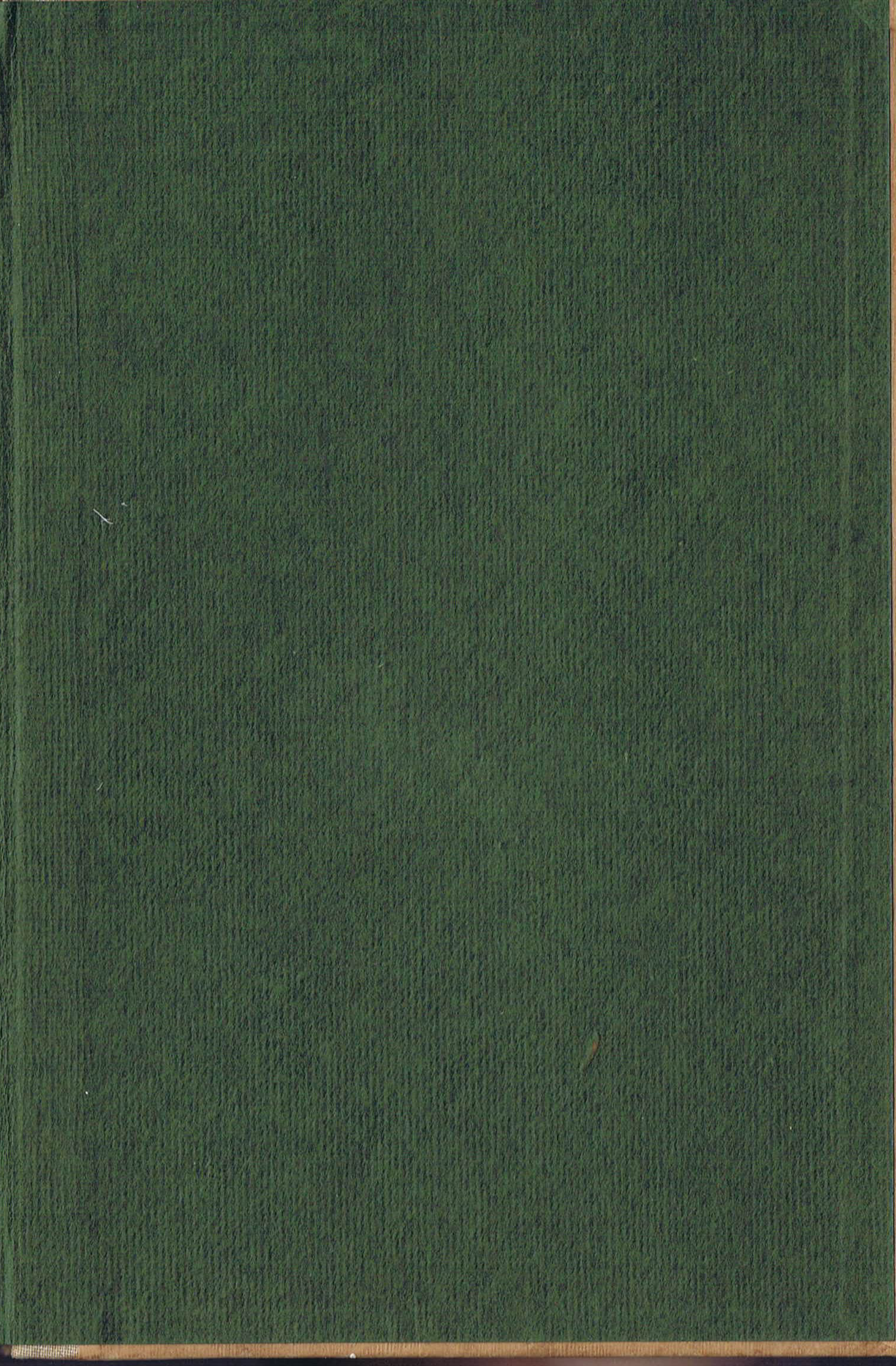
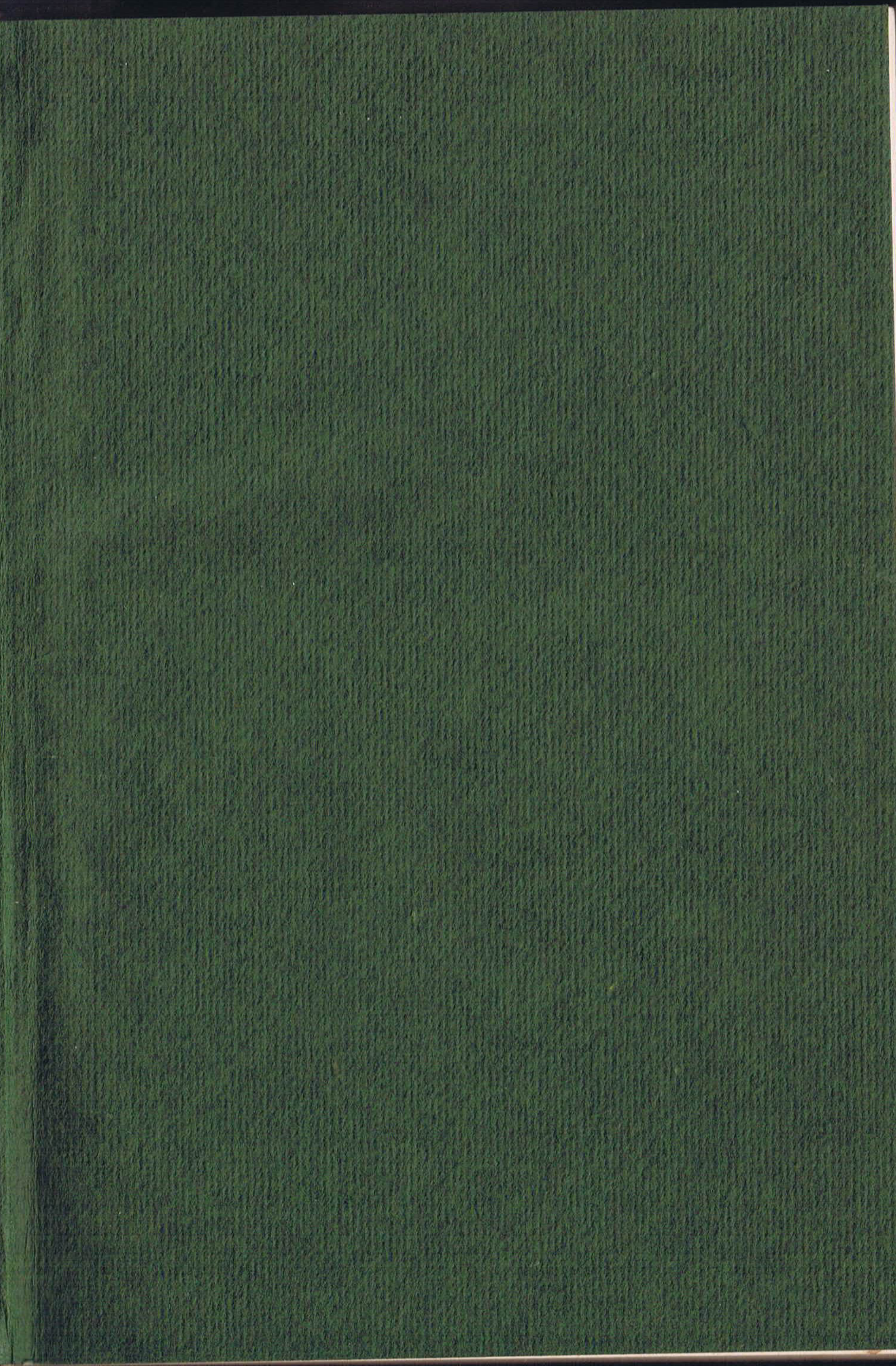
Groener
Die
Weibes-
lehre

Maria Groener

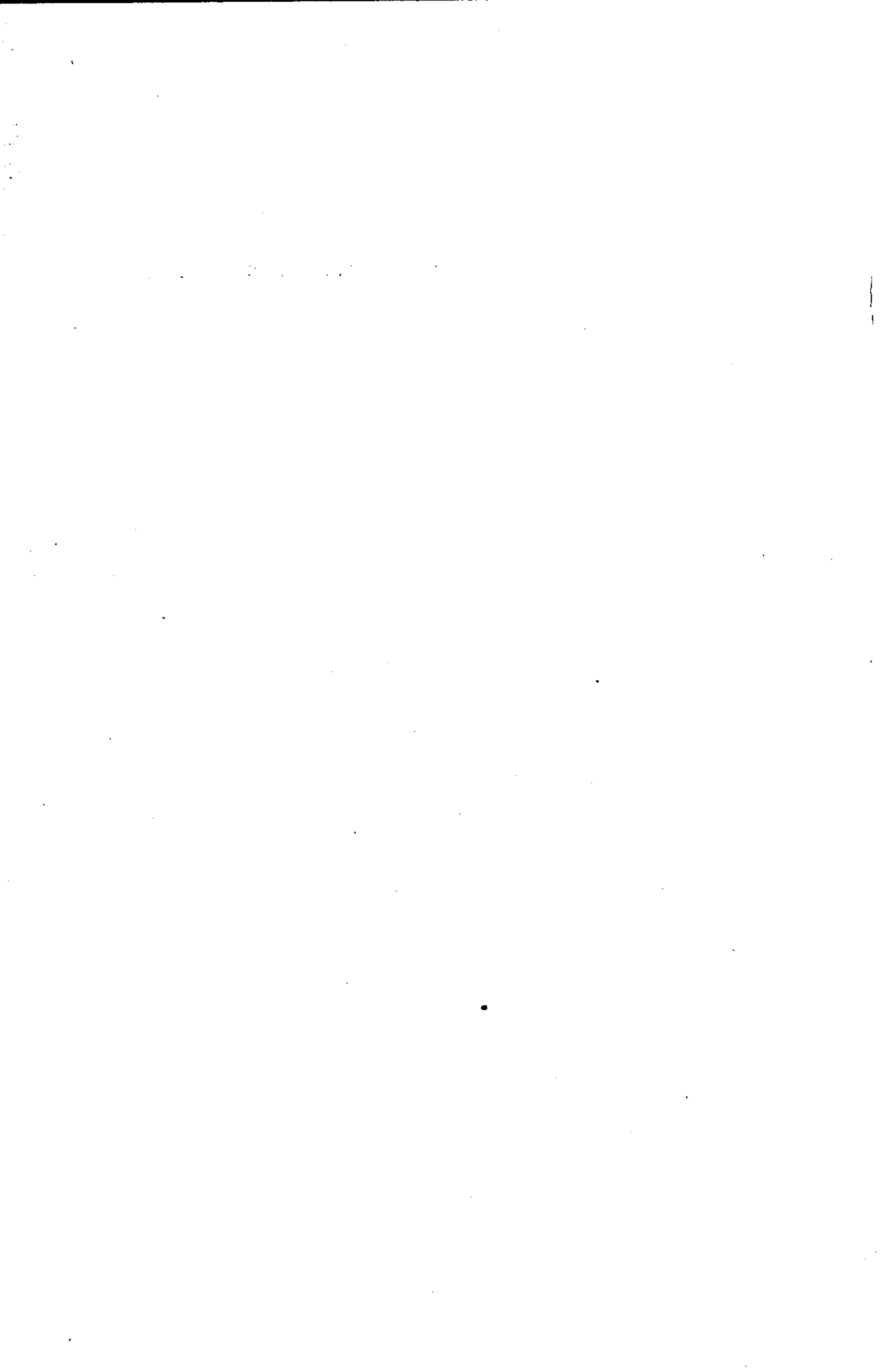
Die Weibeslehre







Dem geliebten Toten



Maria Groener

Weibeslehre

Von Weibes Wohl und Mannes Macht

Hattenheim i. Rhg.
Verlag Psychokratie
1927

Druck der Union-Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig

Vorwort.

Dies Buch lege ich in die Hand meiner Schwestern, der deutschen Frauen. Ich tue es mit der Bitte, daß man es aufnehme als ein Buch, herausgeboren aus Not und hineingeboren in die Wirrnis und Qual der Gegenwart. Wohin wir blicken: laute Betäubung. Hinter dieser lauten Betäubung: Friedelosigkeit, und die Totenstille gestorbener, ungeliebter, ja, verekelter Liebe. Hilflos, ratlos stehen Mann und Weib einander gegenüber und Keines versteht mehr das Andere. Eine Lehre geben zu wollen, klingt fast wie Vermessenheit. Wir können alle nur tasten. Zurück zur verlorenen Urreligion. Vorwärts zu neuen Lösungen. Halb als ein Tasten und halb als ein Schauen sei dieses Buch erfaßt. Um liebende, um hingebende Herzen bittet es.

Seinen Namen hat es genommen in Anlehnung an die Manneslehre Paulk's. Die Einteilung des Buches ist eine ganz lose. In drei Teilen wird getrachtet, die drei Hauptforderungen zu erfüllen, die Paulk im Vorworte der Manneslehre an ein derartiges Buch stellt. Er sagt dort, es solle sein: eine Lebenslehre, eine Geistesrichtung und ein Willensprogramm. Ich habe deshalb im ersten Teile gelehrt, das Leben der beiden Geschlechter in der heutigen Zeit zu betrachten im Vergleich zu den zeitlosen Ideen Mann und Weib,

wie die Geschichte und die Philosophie solche geformt haben. Es ergibt sich dabei, daß die Ideen und deren Ausprägungen von heute sich nicht mehr decken.

Im zweiten Teile steigen wir zu den Ursachen dieser Erscheinung hinab, um nicht nur die Gegenwart richtig zu verstehen, sondern auch in gereinigter Erkenntnis mithelfen zu können, die Zukunft vor stärkerer Entartung zu bewahren.

Im dritten Teile wird der Wille zum Erkennen, der Wille zum Lieben und der Wille zur Läuterung im Weibe aufgerufen, damit es als Priesterin der Wiederverwirklichung der Urideen in Gegenwart und Zukunft diene.

Ein Anhang setzt sich auseinander mit Büchern der Zeit über ähnliche Fragen.

Es liegt in meiner Geistesrichtung begründet, daß des öfteren das Christentum im vorliegenden Buche scharf angegriffen wird. Niemals gilt solcher Angriff den tiefen Mysteriumgedanken des Christentums, niemals der Gestalt des Herrn Krist, der die erhabenste Verschmelzung der Menschen der Dauer und des Durchganges ist und das Symbol der Anwartschaft Aller auf Erlösung aus Chaos und Nacht.

Aber: Wenn der arische Gott in unseren Seelen geboren werden soll, dann muß der Gott Jehovah zertrümmert werden, und um einen Gott zu verwirklichen, muß alles zerstört werden, was einen Gott konstruiert. Weshalb die historischen Formen des Christentums allezeit erschüttert werden müssen, damit sie nicht erstarren und uns dadurch daran hindern, wahrhaftige Christen zu werden.

In diesem Buche werden an Mann und Weib große, beinahe unlösbar scheinende Anforderungen gestellt. Wem sie zu schwer erscheinen sollten, den erinnere ich an die zu steter Wiedergeburt aufmunternden Worte Goethe's:

„Und solang Du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde."

Alle aber, die dies Buch lesen, bitte ich nun zum Eingange, es anzusehen als eine Betrachtung und ihm gegenüber sich so einzustellen, wie das Wort Hermann Hesse's es anregt:

„Betrachtung ist nicht Forschung oder Kritik, sie ist nichts als Liebe. Sie ist der höchste und wünschenswerteste Zustand unserer Seele: begierdelose Liebe."

St. Ilgen bei Heidelberg.

Im August 1926.

I.

Um die in Geschichte und Philosophie zum Ausdrucke kommenden Ideen von Mann und Weib voll zu erkennen und um mit der Gegenwart sie vergleichen zu können, unterstellen wir uns zunächst einmal einem genialen Führer, um dann später seine Hand loszulassen und, auf eigene Kraft vertrauend, selbständige Entdeckungsreisen zu unternehmen.

Der Führer, den wir uns erwählen, ist Schopenhauer. Und zwar fußen wir nicht auf dem in seinen Werken dargelegten Unterschied männlicher und weiblicher Haltung dem Leben gegenüber — diese Unterscheidungen scheinen allzusehr vom Menschen im genialen Denker beeinflußt — sondern wir stellen an den Eingang unsrer Untersuchung einen Lehrsatz Schopenhauers, den dieser zum geringsten Teile aus seinem Icherinnern sich geformt hat; vielmehr zum weitaus größeren aus der Durchforschung seiner Umwelt und aus der der Biologie und der Geschichte.

Es ist der Lehrsatz, daß die Nachkommen von den Vätern den Charakter (Willen) und von den Müttern den Intellekt [1]) erben.

Diesen Lehrsatz an den Eingang einer Arbeit zu stellen, erscheint als ein Wagnis dem, der da weiß, was für eine starke Anfeindung dieser Satz in der herrschenden Wissenschaft gefunden hat. Zunächst mußten Gegner dieses Satzes werden die Mendelianer, die das Durchschlagen von Mutterfarben

[1]) Wir bleiben bei dem Worte Intellekt zur Bezeichnung der Verstandes- und Vernunftäußerungen, um das Wort Geist für das frei zu bekommen, was eine christianisierte Welt mit dem Worte „Seele“ sich zu ertasten sucht.

nach Generationen betonter Vaterfarben glaubten anwenden zu können als Waffe gegen Schopenhauer. Sie übersahen vollkommen, daß der menschliche Geist, Farben und Formen als relativ belanglos hinter sich lassend, frei sich ausdrückt und sinnfällig zu werden vermag im individuellen Rhythmus des Lebewesens und daß er, als am starren Organismus selbst haftend, allerhöchstens bei seinem feinsten Initial, der Genialität, wahrgenommen werden kann im Grade der Stärke des Augenleuchtens, anatomisch gesprochen also im Grade der Fähigkeit, die Lichtstäbchen im Auge unter die möglichst einheitliche Gewalt des Erkenntniswillens zu bringen. Sie übersahen, daß es zweierlei ist, Vater- und Mutterkräfte bei Tieren und Pflanzen oder solche bei Menschen auf ihre Bedeutung hin abzuschätzen. Auch das Tier hat natürlich Intellekt, aber es hat keinen Geist. Der Intellekt des Menschen steht nicht nur, wie beim Tiere, im Dienste des Willens; er gibt Anstoß zur Vergeistigung. Was mithin bei Tier und Pflanze von untergeordneter Bedeutung ist: wer Charakterträger und wer Intellektträger ist von den Eltern (mit Ausnahme von der bewußt geleiteten Tierzucht, woselbst nach diesem Gesetze von genialen Züchtern schon längst gearbeitet wird), das wird in der Menschenzusammensetzung von großer Wichtigkeit, und es ist um der Förderung dieser segenbringenden Wahrheit willen nötig, daß wir Mendelianer-Übergriffen den Weg versperren, ihnen entgegenhaltend: sehr wohl kann ein Kind Mutterfarben tragen, ohne deshalb der Mutter Charakter haben zu müssen. Die Mutterfarben beweisen bei hellerer Färbung wie der des Vaters vielleicht nur, daß wir einen nach Vergeistigung strebenden Menschen vor uns haben, daß also das Mutterelement besonders stark sich durchgesetzt hat, daß also der Wille zum Geiste in der Übermacht steht über den Willen zum Leben.

Andere Gegner erwuchsen Schopenhauer aus den Reihen der Scheuklappen-Statistiker. Was will es aber im Ernste gegen Schopenhauers Lehrsatz bedeuten, wenn der Nachweis gelingen sollte, daß viele Kinder verbrecherischer Mütter wieder Verbrecher werden? Kann nicht in den Vätern der Verbrecher geschlummert haben? Und waren nicht vielleicht solche Verbrecher oft von der Mutter zum Verbrechen nur abgerichtete, an sich aber gute Menschen? —

Und was soll der Einwurf, es gäbe Musiker- und Malerfamilien, Künstler-Generationen also, es habe sich mithin die geistige Gabe sehr oft von den Vätern vererbt?! Ehe nicht nachgewiesen ist, daß jenen Geschlechtern ausgeprägt unmusikalische Mütter eigen waren, ist Schopenhauer nicht aus dem Sattel gehoben. Wahrscheinlich bleibt aber, daß ein Musiker eine musikalische Frau — ein Mathematiker eine solche mit mathematischer Begabung heiraten wird, so daß die Fähigkeiten der Kinder selbst von Gegnern unserer Anschauung auch auf die Mutter zurückgeführt werden können.

Den Lehrsatz Schopenhauers mit mathematischer Sicherheit beweisen, das kann kein Mensch. Diesen Mangel teilt dieser Lehrsatz aber mit allen Lehrsätzen der Naturwissenschaft insgesamt. Jeder von ihnen ist entweder einmal aufgestellt worden, und Wissenschaftler des Eifers und des guten Willens haben ungezählte Beispiele herbeigeschleppt, ihn sicherzustellen, oder er wurde aus vielen auf ihn weisenden Untersätzen als Obersatz geboren, und die Forschung bemüht sich, neuauftauchende, ihm widersprechende Untersätze, wenn immer es geht, ihm einzuordnen. In diesen Tätigkeiten der Synthese und Analyse erschöpft sich unsere gesamte empirische Wissenschaft überhaupt, und sie zeigt auch überall da den guten Willen und emsigen Fleiß zur rastlos dienenden Arbeit, wo nicht, wie im vorliegenden Falle, durch den Beweis der Richtigkeit so viele

persönliche Heiligenscheine und Geisteslorbeeren erbarmungslos in den Staub getreten werden. Denn wird es als sicher bewiesen, daß der Vater den Charakter prägt, und die Mutter ausschlaggebend ist für den Intellekt, so wird es in vielen Fällen ganz genau nachweisbar werden, daß so mancher scheinbar hochgelehrte Herr in Wahrheit ein recht kleines Licht und mancher hochgeachtete Bürger ein dunkler Ehrenmann ist. Vor dieser Feuerprobe herrscht Scheu, und darum wird Schopenhauers Lehrsatz geleugnet.

Im Angesichte solcher beklagenswerten Charakterlosigkeit einer überegoistischen Wissenschaft ist es erfreulich, wenn in neuer Zeit, wohl angeregt durch die Forschungsergebnisse über das Erbplasma, in dem wir den Vatercharakter zu erkennen haben, Stimmen denn doch laut werden, die Schopenhauer recht geben.

Ich führe hier an die zustimmenden Worte des eifrigen Forschers E. F. W. Eberhard in: die Frauenemanzipation und ihre erotischen Grundlagen: „Schopenhauer wies zuerst darauf hin, wieviel dafür spreche, daß die Mutter die geistigen Fähigkeiten auf die Kinder vererbe, während vom Vater die Charakteranlage stamme. Er führt für diese Annahme eine Reihe von Belegen an, und tatsächlich läßt sich häufig nachweisen, daß ein bedeutender Mann eine kluge und geistig hervorragende Mutter gehabt hat. Unter Klugheit ist hierbei natürlich nicht angehäufter Wissensballast zu verstehen, sondern angeborener Mutterwitz, denn eine ganz ungelehrte Frau kann viel klüger sein als eine weisheitbeladene Professorin. — Es ist wohl anzunehmen, daß die Theorie Schopenhauers zutrifft und sie hat ja auch heute allgemeine Zustimmung gefunden.“

Wir wollen nun, von Schopenhauers Obersatze ausgehend, versuchen, dessen Richtigkeit noch auf ganz andere Weise zu

stützen, als dies von Schopenhauer selbst geschah (W 2, 575, 592, 603, E 53, P 225, P 2, 339; siehe auch Groener, Hominibus bonae voluntatis S. 37 ff.).

Von alters her wurde das weibliche Element dargestellt als ein Kreis, das männliche als ein diesem aufgepflanztes Kreuz. Diese beiden Symbole sind bezeichnend für Wille und Intellekt. Rastlos treibt der Wille hin und her, vorwärts und zurück, auf und ab. Da wird geprüft und wieder verworfen, da wird leidenschaftlich ersehnt und hartnäckig getrotzt, da durchkreuzen sich Wünsche, und da durchschneiden sich Pläne. In eigenwilligem Zickzack und eckig kantender Verschränkung, in Stoß und Gegenstoß, in Fliehen und Halten, Rasen und plötzlichem Wenden, Anspornen und Bremsen, Übersteigern und Zerbrechen, Bersten und Schäumen, Brodeln und Überspannen tost der Wille dahin. Die gewundene Steige, die den steilen Grat bezwingt, der zackige Blitz, der die Wolken durchschlägt, der drängende Quell, der schlängelnd und stoßend den Weg sich bahnt durch unterirdische Schichten, der lebendige Keim, der sich hindurcharbeitet durch hartes Erdreich, der Käfer, der durch die Rinde seine gekanteten Gänge bohrt: es ist alles ein Wille die kreuz und die quer, unbekümmert um das Zickzack des Weges vorwärts hastend und drängend, immer dem Ziele zu. Wie oft auch abgedrängt, wie oft auch zurückgeschlagen, unbeirrt strebt er weiter, ragt nach oben wie der senkrechte Kreuzbalken, die Wagerechten ertragend als Wegmale der durch überwindende Kraft überschrittenen Stationen.

Das ist Wille, das ist Mann.

Ganz anders der Intellekt, das Anschauen, das Denken. Es umschreitet beobachtend und durchforschend die Welt der Wirklichkeit im Kreise. Je ruhevoller es schreitet, je umfassender von allen Seiten seinen Gegenstand es betrachtet,

immer gleich weit von ihm entfernt sich haltend, als Mittelpunkt in den Kreis der Beobachtung ihn stellend, bis der Kreis sich schließt, und, Anfang an Ende knüpfend, die volle gerundete Wahrheit sich offenbart, desto bedeutungsvoller, desto welterlösender ist er. Anschauen und denken ist kreisen. Niemals durch Härten den Gegenstand verletzen, da dieser nicht mehr sich so zeigen kann, wie in Wahrheit er ist, wenn er, irgendwie vom Beobachtenden angestoßen, gegen diesen in Erregung vorgehen muß; niemals mit Blitzlicht arbeiten, das Schlagschatten schafft, die das Bild des Gegenstandes verzerren; niemals verweilen und sich verbeißen auf einem einzelnen Punkte des Kreises, da sonst leicht als Fläche erscheint, was Körper ist; — das ist Denken und das ist Anschauen, wie sie beide Schöpferkraft förderndes in sich tragen.

Solch ein Kreis ist das Weib in der Vollkommenheit seiner Idee. Nie eigensinnig und einseitig, sondern immer allverstehend und von allen Seiten betrachtend, alles begreifend und darum alles verzeihend, ganz Güte und Liebe, immer gerundet und nie geeckt, immer weicher Mutterarm, nie scheltende Megäre, immer umfriedend, immer gleichbleibend, immer in sich geschlossen: das ist Weib im Idealbilde der Menschheit.

Der Mann Willens-, das Weib Intellektträger. Ehe wir weiterschreiten, wollen wir uns ganz einig darüber werden, ob wir alle unter den Worten Wille und Intellekt auch das gleiche verstehen, und wie diese Worte in Beziehung zu setzen sind zu den Worten Instinkt, Geist, Seele.

Unter Wille verstehen wir im Anschlusse an Schopenhauer nicht nur die Wahlentscheidung, die eintritt, nachdem etwas zuerst Gedachtes dann mit vollem und dafür entschiedenem Bewußtsein gewollt wird; also nicht nur das vom Denken her beeinflußte gut- oder böse-, klug- oder dumm-,

also so- oder so-Wollen; sondern wir verstehen darunter das Lebenwollen, das Leben schlechthin.

Wenn das Neugeborene saugen will, so denkt es nicht erst die Mutterbrust, denn davon hat es ja noch gar keine Vorstellung, es geht auch nicht mit sich zu Rate, ob sein Magen leer oder voll sei, denn was weiß es von Magen, Magenverstimmung oder Hunger — es will vielmehr, rein aus dem unbewußten Lebenstriebe heraus, trinken; seine saugenden Lippen, seine heftigen Bewegungen zur Mutterbrust hin und der Wille zum Leben, das ist alles ein und dasselbe; die einzelnen Handlungen sind der Ausdruck jenes Willens, und er tritt in jenen in die Erscheinung, verkörpert sich in ihnen.

Auch im späteren Leben ist alles, was triebhaft geschieht, reiner unmittelbarer Ausdruck des Willens, und wandert es zuvor als Entschluß durch den Kopf, so ist es darum nicht weniger Urtriebwille. Nur scheinbar entspringt es dem Kopfe; in Wahrheit ist der klar erfaßte Trieb nur eine höhere Stufe des Willens, es ist der bewußt gewordene zum Unterschiede vom unbewußten Willen.

Wir verstehen mithin unter Wille alles, was die Natur umschließt, zusamt dem, was wir Zivilisation, Formung nennen. Der zivilisierte Mensch gibt sich Rechenschaft über den Triebwillen und leitet den Trieb an der Beleuchtungsstation Kopf vorbei, um als Einzeltrieb ihn einzupassen in das Gefüge der Gemeinschaft.

Unter Wille verstehen wir mithin die tosenden, frei spielenden Urmächte der Natur ebenso wie die in der Maschine gefesselten und dem bewußten Willen des Maschinisten unterstellten materiellen Kräfte. Alles, worauf das Gesetz von Stoß und Gegenstoß seine Anwendung findet, vom Keime an, der sich im Ei zum Hühnchen stößt, bis zur stoßenden Lenkstange der Lokomotive im gegenstoßenden Dampfe und bis zum

Wechselstoße von Magnetismus und Elektrizität im Telegraphen — das alles ist Wille.

Ihm gegenüber auf dem anderen Pole steht der Intellekt. Alles was über den Willen sinnt und ihn beleuchtet, was ihn durchstrahlt und ihn in Erkenntnis absetzt, was ihm hilft, sich selbst zu erfassen, was ihn spiegelt in seinen Urformen, den Ideen, durch die Kunst; was die Gesetze der Farben und Töne, was den goldenen Schnitt und die polaren Spannungen, was die Kultur gebiert und sie der Natur und Zivilisation entgegenstellt, das ist der Intellekt. Er überschaut alles und gestattet, in Begriffe es abzusetzen, um denkend es zu erfassen.

Jeder Mensch ist ein Zusammengesetztes aus Wille und Intellekt, und diese Zusammensetzung nennen wir Seele.[1])

Der Mann ist als Geschlechtswesen in erster Linie Wille, in zweiter erst Intellekt. Das Weib ist als Geschlechtswesen in erster Linie Intellekt und in zweiter erst Wille.

Da der individuell geprägte Wille, der Mensch in der gegenwärtigen Erscheinung von der Geburt bis zum Tode, nur eine Ausdrucksform ist eines unzerstörbaren Keimes, des „An sich" seines ganzen Geschlechtes, so trägt er im Innersten den Wunsch, sich selbst zu erkennen und in vollkommener Klarheit sich zu besitzen. Je besser der Intellekt des Menschen auf seinen Willen eingespielt ist, je weniger der Intellekt vortäuscht, je mehr der Wille ihm lauscht, desto reiner entschält sich dem suchenden Menschen sein eigenes Wesen im Instinkte, dem Verschmelzer von Wille und Intellekt. Was nun der Mensch an Instinkt läutert und an Selbsterkenntnis absetzt, dadurch allbegreiflich und allfördernd werdend,

---

[1]) Was das Christentum „Seele" nennt, steht unsrer Definition des „Geistes" näher als dem eben erörterten Begriffe.

da das Ausgeläuterte allgemein menschlich gültig wird, das nennen wir Geist.[1])

Kunst und Wissenschaft sind die Wege zum Geiste. Kunst, indem sie uns die Musterbilder gibt, nach denen wir, uns vergeistigend, streben; Wissenschaft, indem sie vereinfacht und ordnet und uns so das Handwerkzeug zu unserer Vergeistigung liefert.

Vergeistigung ist nicht dasselbe wie Gelehrsamkeit. Es ist denkbar, daß von drei Söhnen eines Elternpaares, von denen der eine Pfarrer, der andere Künstler und der dritte Gärtner wurde, der letzte sich am höchsten vergeistigte. Die andern Beiden haben sich vielleicht verstiegen auf eine Plattform, die für ihren Intellekt zu hoch war, und gegen die daher ihr Wille zeitlebens insgeheim trotzte; der Prediger predigte ganz gut, der Künstler malte ganz schöne Landschaften, aber der Gärtner züchtete eine Rose, wie ihresgleichen noch nie eine gesehen worden war, und sein Ergebnis war Anstoß zu unzähligen Forschungen, die ganz neues und ungeahntes Leben in die Züchtungsweisen überhaupt trugen. Der Gärtner hatte seinen Instinkt am klarsten entschält und hatte wahrhaft Geist geschaffen.

Wir wollen nun den Gegensatz: Mann-Wille, Weib-Intellekt an der organischen Verschiedenheit der Geschlechter uns klar zu machen suchen.

Lingam und Yoni, die vergöttlichten Geschlechtsmerkmale in der Sprache der Religion der Inder, werden in deren Skulpturen so versinnbildlicht, daß der Linga ein Steinblock

---

[1]) Zum besseren Verstehen ein Gleichnis! Harz und Wolle aneinander gerieben, erzeugen Elektrizität. Die beiden Mittel sind das Elektrizität-erzeugende; das Verschmelzungsprodukt ist die Elektrizität; ihre Wirkung ist leuchten, brennen, wärmen. Aus diesem Bilde entsprechen Harz und Wolle im Verein der Seele; die Elektrizität dem Instinkte; die Wirkung dem Geiste.

ist, der im unteren Teile quadratischen, im mittleren achteckigen und im oberen Teile runden Querschnitt zeigt, indes die Vulvasteine Schalen mit erhöhtem Rande sind.

Aus dem Vierkantigen ins Achteckige zuckend und wirrend und erst am Gipfelpunkte des Strebens zu bestimmter Zielrichtung sich rundend; der Wille; kreisend in gleichmäßiger Ebene, maßvoll und messend, gestaltend und deutend, den Linga umspielend: der Intellekt. Mann der erobernde, der gebende, der spendende Mensch; Weib das gewonnene, das hingegebene, das trinkende, das empfangende Wesen.

Einhauch nennen die Geheimnisbücher der Inder den Mann; Kraftsammler, Aufspeicherer, Willenstauender. Und sie nennen das Weib Aushauch; Hingegebensein, Ruhe, und — auf dem Aushauche schwingend, das Wort, die Rede.

Ist nicht der Gegensatz dieser Wahrheit uns allezeit deutlich? Wie schwer ringt der Mann um das Wort, wie leicht spricht und verdeutlicht sich das Weib! Wie leicht wahrt ein Mann die Fülle der Geheimnisse, wie froh trägt er Verantwortungen, wie sammelt und stapelt er Eindruck um Eindruck und wie besonnen fällt er Entscheidungen! Das alles aber, wie bedrückend ist es dem Weibe, wie schwer wird es ihm! —

Vielleicht wird der Gegensatz noch deutlicher, wenn wir ihn einmal unter den beiden Begriffen Eindruck und Ausdruck zusammenzufassen versuchen.

Das Weib ist von Natur dasjenige, das den Eindruck empfängt, um ihm im Kinde Ausdruck zu verleihen; der Mann derjenige, der den Eindruck macht, um im Kinde den Ausdruck zu erleben.

Das Weib ist dem Eindrucke hingegeben und ihm gegenüber mehr oder weniger machtlos; es fürchtet sich vor ihm, erschrickt leicht vor allem, was beeindruckend wirkt und ver-

gißt selten einen plötzlichen Schreck, ein heftig-brutales Erfaßtwerden. Um den Ausdruck ist es nicht besorgt. Der wird in ihm. Es ist sein Gefäß und keltert ihn mit Naturnotwendigkeit. Reif geworden, löst er sich von ihm, und das Weib hilft seinem Lebensdrängen mit, ohne Verantwortung zu fühlen für das, was es aus sich herausstellt, sei es Kind, Tat, Rede, Werk.

Der Mann ist von Natur Eindrücken verschlossen und nur ganz davon erfüllt, sich selbst zu einem Eindrucke zu gestalten. Er muß dabei außerordentlich besorgt sein um den Ausdruck, den der Eindruck zeugt. Er hat den Eindruck nicht in seiner Gewalt, da die Natur hier stärker ist als er und ihn zum Eindruckmachen mit Gewalt treibt. Hingegen empfindet er Angst und Schuld, Auge in Auge mit dem Ausdrucke, für den er durchaus verantwortlich sich fühlt.

Es liegt in diesem Widerspiele begründet, daß der Mann nach den Tatsachen fragt und das Weib nach den Mitteln; daß der Mann die Tat lobt, wenn sie Gutes schafft, das Weib aber sie ablehnt, wenn die Mittel, mit denen sie erreicht wurde, nicht schön sind. Der Jesuitismus ist nur denkbar in einer reinen Männerpriesterkirche.

Das Weib entschuldigt aber auch Mißlingen der Tat, wenn nur der Wille dazu rein und edel war. Das Weib fragt vor allem nach der schönen Gesinnung, der Mann nach dem guten Ergebnis; der Mann verlangt den Fortschritt kraftvollen Willens, das Tatsächliche, das Weib die Reinheit des Schauens und Denkens, das Idealische; das Weib erschrickt vor der rauhen Wirklichkeit, der Mann flieht das Unwirkliche. Der Mann steht ruhig im Getriebe plötzlicher Eindrücke und erwidert sie mit bewußten, rhythmisch abgewogenen, eckigen Bewegungen, wechselnd zwischen Ruhe und Stoß; das Weib ist in solcher Lage hilflos; sein Rhythmus ist stetes Kreisen;

rund und gleitend sind seine Bewegungen; am wohlsten fühlt es sich im gleichmäßig ruhvollen Räderwerke einer wenn auch abwechslungserfüllten, so doch niemals plötzlich aufregenden, zu raschen Entschlüssen nie peitschenden Tätigkeit. Dabei wird es, das gerundete und rundende, selbst weich, voll, echt weiblich, indessen der Mann zu seiner eckigsehnigen Gestaltung des Plötzlichen bedarf, des raschen Auf und Nieder. Das erhält den Mann jung, indes gleiche Anforderung das Weib alt macht.

Man beobachte z. B. auf einer ländlichen Kleinbahnstation das Verhalten der Weiber bei herannahendem Zuge und das der Männer; man beobachte dann im Fahren, wie der Mann Gegend und Menschen beschaut und wie das Weib. Beim Manne geschieht alles immer in Abwechselung zwischen Ruhe und Ruck; beim Weibe hängt ein Eindruck am andern; es ist nie vollkommen in Ruhe und nie in ausgesprochener Bewegung beim Schauen. Träger des Willens und Träger des Geistes, Impressionismus, Expressionismus; Ziel, Maß.

Wird Widerspruch laut?

Diesem jetzt nur die eine Antwort: Wir Menschen von heute haben uns so weit verloren und von uns selbst weg uns entwickelt, daß nur noch im gesunden, stadtfremden, zivilisationsarmen Dorfe dieser Gegensatz in der geschilderten Form zutage tritt; wir Menschen von heute sind nicht nur nicht mehr normalgeschlechtig, nicht einmal mehr ageschlechtig; wir sind fast durchweg verkehrtgeschlechtig.

Das klingt unheimlich und überspannt; die folgenden Blätter werden zu dieser traurig-schrecklichen Erkenntnis hinleiten.

In ihrem schönen, quellfrischen, befreienden Buche: „Der Kampf mit dem Fachmann“ stellt Mechthild Lichnowsky wiederholt die Forderung auf, wir sollten Menschen werden und endlich aufhören, nur Männer und nur Weiber zu sein.

Was Mechthild Lichnowsky erreichen will, ist jene Formung, die aus der betonten Einseitigkeit in Allseitigkeit herausschreitet.

Wenn Mann und Frau nicht Mensch werden, sondern wenn der Mann im ganzen Leben Männchen und das Weib im ganzen Leben Weibchen bleibt, so ist das in der harmloseren Form zunächst nur komisch. Der Mann will dann immer Eindruck machen, er macht immer den Hof, bleibt immer eitel, spielt immer den von sich selbst Erfüllten und Überzeugten, schmeichelt immer, ist immer verbindlich, immer verliebt, immer zum Spielen aufgelegt. Von den Männern wird er nicht ganz ernst genommen und im übrigen als guter und liebenswürdiger Gesellschafter geschätzt.

Weniger harmlos schon wird diese Form, wenn auf solche Weise in alle Gesellschafts- und Staatsangelegenheiten das Sexuelle mit hineinspielt, wenn Männer einander um Würde und Ansehen bringen um verspielter oder verrechneter Frauengunst willen, wenn Frauen zu Intrigantinnen werden und Mannesmacht untergraben wegen Gewichtsverschiebungen und Gegenstandswechsel in männlichem Werben.

Mehr Macht als anderswo gewinnen Frauen in Ländern, die das Männchen- und Weibchensein aus einer Art Spieltrieb heraus eines vermanschten, verantwortungslosen Blutes zur Hochblüte kommen lassen. Spielerisch tändelnd, geistreich blitzend, gepflegte Nichtstuerinnen, schöne Treibhausblüten bleiben die Frauen der begüterten Oberschicht in jenen Ländern. Ihre weißen, geschonten, beringten Hände halten die unsichtbaren Fäden der hohen Politik eben so fest wie die der kom-

munalen Wohlfahrtsfragen. Überall tändeln sie hinein, verwirrend und blendend, allen Ernst in Spiel verwandelnd. Es ist sehr bezeichnend, daß gerade aus Österreich, dem Lande der Betonung jener Art, die Stimme kommt, die nach Menschwerdung ruft; sehr erfreulich aber auch, daß sie dorten laut werden konnte. Kein größerer Unterschied als die norddeutsche Frau und die Österreicherin in bezug auf das Gefühl der Verpflichtung, sich selbst und der Allgemeinheit gegenüber. In Norddeutschland übt auch die begüterte Tochter einen Beruf aus; einfach um vor sich selbst menschlich bestehen zu können (Agitatoren gegen Frauenberuf und Frauenrecht sollten einmal ein wenig hierüber nachdenken).

Viel gefährlicher wird das Unterbleiben des Menschwerdens, wenn es die betonte Form des Nur-Mannseins oder Nur-Weibseins annimmt und damit alles Spiel in scharfen Ernst sich verwandelt. Ehe wir davon sprechen, die Frage:

Worin unterscheidet sich das Menschliche vom Nur-Männlichen und Nur-Weiblichen? —

Der Mensch ist nicht einseitig, wie Mann oder Weib das ist, sondern er trägt als Mann weibliche und als Weib männliche Eigenart mit in seinem Wesen. Der zum Menschen gewordene Mann denkt nicht nur an den Eindruck, den er machen will und sinnt nicht nur darüber nach, wie er am besten diesen Eindruck in Ausdrucke verwirkliche, er macht also nicht nur fortwährend sein ego, sein Ich, zum Objekte seiner Betrachtung und wertet nicht seine gesamte Umwelt andauernd von sich aus, immer nur darnach fragend, was sie ihm nützen könne, sie liebend, wenn sie ihm entgegenkommt, sie hassend und verhöhnend, wenn sie sich spröde zeigt, sondern er beginnt ein ihm Neues: er versetzt sich in den Andern, tritt an seine Stelle und versucht, vom Anderen aus sich zu erleben. Um den Anderen in seiner Meinung über sich kennen zu lernen,

beginnt er subjektiv zu werden und die Wirkung der Anderen auf ihn offen kund zu geben; er erlebt sich als Subjekt, als der Wirkende auf die Anderen und beobachtet seine Wirkung. Er fängt an, sich als Motiv zu empfinden und hört damit auf, sich rein als Tatsache zu nehmen. Verhalten sich die, auf die er wirken will, ablehnend, so schilt er jene anderen nicht ohne weiteres geistig oder moralisch minderwertig, sondern er fragt sich, ob vielleicht sein Weg der Annäherung mißgedeutet oder mißverstanden werden konnte. Er untersucht, ob er seine Ziele klar genug geoffenbart hat, um nicht vielleicht Zweifel an der Reinheit seiner Gesinnung möglich zu machen, und ob er sie einfach genug dargestellt hat, um auch solchen, denen sie fremd oder schwer begreiflich sind, den Weg zu ihrem Verständnis anzubahnen.

Begegnet man ihm mit Mißtrauen, so sagt er sich, daß das noch lange nicht die schlechtesten Menschen sind, die einer neuen Sache gegenüber sich abwartend verhalten; bringt man ihm u. a. auch törichte Gegenargumente, so sagt er sich in Geduld, daß einer noch nicht dumm ist, wenn er einer neuen Sache gegenüber kopfscheu und bockig sich verhält.

Das alles weiß und fühlt er, weil er Mensch geworden ist, also als Mann so subjektiv, daß er gelernt hat, von sich auf die Anderen zu schließen. Das Werden und Wachsen seiner Überzeugung hat er beobachtend an sich erlebt, billigt daher solches Werden und Wachsen durch Zweifel und Irrung hindurch auch Anderen zu und verliert nicht sofort Vertrauen und Achtung, wenn die Anderen seiner neuen Sache nicht umgehend, ja, fast noch ehe sie sie angehört haben, sich verschreiben.

Der menschgewordene Mann ist sich klar, daß Ungeduld und Verachtung ihn eitel und eigensinnig erscheinen lassen; der Menschgewordene will nicht nur um jeden Preis wirken;

er überlegt sich die besten Wege dazu vom Subjekt aus, indem er das fremde Subjekt studiert, als wäre er es selbst.

Das Wirkenwollen, vom blinden, drängenden Sexualaffekte getrieben, läßt er nicht in seiner heftigen, ungestümen törichten Art auch da um jeden Preis sich austoben, wo das Sexuelle gar nicht hingehört, also in Beziehungen von Mann zu Mann, oder von Brüderlichkeit dem Weibe gegenüber; hier stellt er sich vom Manne zum Menschen um und wird diplomatisch, beobachtet also seine Wirkung, den Eindruck, den er macht, ohne, und das ist das Zweite, sich übertriebene Sorge zu machen um das Endresultat. Er hat sein Ziel, geht diesem zu und erschrickt vor keinem kleinen Umwege aus Angst, sein Ziel aus den Augen zu verlieren. Er vertraut seinem einmal gewählten guten Stern, dessen Strahlen ihn immer wieder in die rechte Bahn ziehen. Diese Menschwerdung des Mannes ist die Bedingung zur Freundschaft im gleichen Geschlechte. Nur wer, subjektiv genug, sich sebst richtig erlebt und dann den Anderen als lebendiges Subjekt, als werdenden Menschen, nicht als gegebene Tatsache, vor sich gestalten und reifen sieht, nur der verbrüdert sich mit Gleichstrebenden zu wahrer Freundschaft.

Menschsein heißt Freunde haben und mit ihnen eine Mauer der gemeinsamen Kraft und Stärke gegen alles Menschenunwürdige bilden.

Und die Frauen?

Es ist mit einem einzigen Worte gesagt, was die Menschwerdung der Frau sei und wie sie sich dem anderen Geschlechte gegenüber zeige: Menschgewordene Frauen haben Liebe, Glauben und Vertrauen. Und was das Verhältnis zu den Schwestern anbelangt: Wie Mensch gewordene Männer lernen, voneinander etwas zu nehmen, einer des anderen Wirkung zu empfangen und ihr gerne sich zu unterstellen;

so lernen Mensch gewordene Frauen, einander etwas zu geben, eine auf die andere zu wirken, eine die andere freudig zu übertreffen. Frauen, die Mensch werden, hören auf, nur subjektiv zu sein und werden auch objektiv. Sie erfassen sich selbst und die anderen Frauen in ihrem gestalteten, geformten Sein. Sie suchen auf die anderen Frauen durch dieses Sein zu wirken und erwarten, daß der empfangende Eindruck von den Anderen fruchtbringend verwertet wird. Wird ihnen nicht gegeben, so macht sie das nicht scheu und schulderfüllt, sondern sie lernen ihren eigenen Wert doppelt herausarbeiten und ihn durch seine Unantastbarkeit den Anderen aufzwingen. Sie machen sich klar, daß sie verpflichtet sind, das Gestaltete anderer Frauen zu erleben, ganz ebenso, wie sie ihr Wesen und dessen Offenbaren den Anderen nicht vorenthalten dürfen. Sie bemühen sich, vollkommen ehrlich zu sein und die noch nicht Mensch gewordenen Schwestern zur Wesensgestaltung zu bringen. So entsteht Frauenfreundschaft, auch sie ein Bund der Kraft und Liebe.

Mensch gewordene Frauen und Männer haben zum anderen Geschlechte, soweit nicht Ehe sie verbindet, ein brüderlich-schwesterliches Verhältnis, das das wahre Ausruhen schafft und gewährleistet. Mensch gewordene Männer und Frauen sind einander Heimat und Friede, Männer, die das Sexuelle im Menschlichen abgestreift haben, freuen sich nicht mehr einer gewonnenen Schlacht, wenn sie mit übergroßen Opfern erkauft wurde; sie wollen nicht mehr mit dem Kopfe durch die Wand, sondern halten den Gewinn für den höchsten, der mit den geringsten Widerständen erkauft ist, den Sieg, den sie nicht mit Gewalt, sondern durch Überzeugen errungen haben. Frauen, die Mensch sind, hören auf, Schlachten willig zu verlieren, wenn sie nur Einzelsieg auf Einzelsieg gehäuft haben; sie wollen den wahrhaftigen Gewinn und schätzen nur

den Sieg, den sie nicht mit List, sondern mit Wahrheit erkauft haben, weil er allein von Dauer und Bedeutung sein kann.

Das Abstreifen der sexuellen Hast und Blindheit lehrt den Mann, über dem Wunsche, Eindruck zu machen, nicht zu vergessen, das Feld, das er beeindrucken will, zur Aufnahme des Eindruckes bereit und fähig zu machen; und das gleiche Abstreifen lehrt die Frau, über dem blinden Triebwunsche, einen guten Eindruck zu empfangen, nicht so ungeduldig zu werden, daß sie dem Spender des Eindruckes durch ihr Zerren und Flattern gar keine Möglichkeit läßt, die Sammlung zum kraftvollen Eindruckmachen in sich vorzunehmen oder daß sie ihn verleitet zu falschem Spiele.

Mensch gewordene Männer werden Gewalt und Herrschsucht eindämmen und werden überzeugen wollen.

Mensch gewordene Frauen werden nicht mehr unaufhörlich nach Sensationen haschen und von Geistakrobatie sich blenden lassen; sie werden objektiv prüfen, dann aber vom Echten voll und unverrückbar überzeugt sein; sie werden sich nicht mehr von Falschem willenlos beeindrucken lassen, sie erarbeiten sich selbst ihre Stellung.

Männer und Frauen, die Menschen geworden sind auf dem geraden Wege der Abklärung aus der durchschrittenen Spanne der Mannbarkeit, tragen alle Züge des kindlichen und alle des leidenschaftlichen Vollmenschen mit denen des abgeklärten Verstehenden zugleich in sich. Sie sind nicht herbe noch kühl, sondern nur mild und geläutert. Nicht gleichen die menschgewordenen Männer und Frauen den auf einer mittleren Stufe stehen gebliebenen despotischen Männchen und dienernden Weibchen, nicht sind sie künstlich weiter gezüchtete Kinder, weltfremd, spielerisch, temperamentbeschwichtigt; sie sind wahrhaft Krönungen der Schöpfung, Erlöser des All.

Und was ihre Freundschaften betrifft, so sind die echt und von Dauer: Frauenfreundschaften können so wenig durch den dazwischentretenden Mann gestört werden wie Männerfreundschaften durch das dazwischentretende Weib.

Frauen, die sich ganz offen gegeneinander gegeben haben, kennen sich und die anderen so gut, daß der gerade zu einer von ihnen genau passende Mann niemals von einer anderen ihr geneidet wird; Männer, die einer des anderen Wesen in Freundschaft empfangen und tragen, fühlen sich so geborgen und reich, daß keiner eine Leere empfindet, die durch ein Weib auszufüllen wäre, jeder aber dem anderen das Recht gönnt, sich sein Weib zur Fortsetzung seines Geschlechtes zu küren und keiner so verirrt ist, die vom einen Gewählte für die ihm Bestimmte zu halten.

Schauen wir nun hinein in die heutige Zeit und fragen wir, ob solcher wahrhaftiger, glückerfüllter, in Freundschaft vereinter Menschen viele sind unter uns. Wir müssen sagen: nein. Wir sehen eine große Menge Weiber, die alles und jedes persönlich nehmen und eine große Menge Männer, die nie dahin finden, etwas persönlich auf sich zu beziehen und wenn die ganze Umwelt daran verblutet und zugrunde geht — wir sehen also nur Männer oder Weiber, aber keine Menschen. Und wir sehen ein Anderes in abschreckendem Wachsen, die Neutra, die verkehrtgeschlechtigen, die künstlich gezüchteten Verbogenen, die Reizlosen.

Hier nur zunächst einmal die Frage, warum wir, anstatt zum Menschsein aufzusteigen, bei der Verkehrtgeschlechtigkeit gelandet sind.

Das kommt daher, daß die Menschwerdung nicht angestrebt wurde auf dem Wege der Hinzugewinnung der latenten Eigenschaften des anderen Geschlechts, wie wir das oben ausführten, sondern sie wurde auf dem Wege der Gleichmacherei,

der Kameradie, der Angleichung und Leugnung oder doch Umgehung der Gegensätze versucht.

Zur Verständlichmachung des Entstehens dieser Erscheinung das Folgende:

Was die aufkeimende Liebe zwischen zwei Menschen so ganz besonders stark als Glück empfinden läßt, das ist, daß in der Liebe Eines sich als die Ergänzung des Anderen empfindet. Sichgehenlassen, das im Leben außerhalb der Liebe immer Anstoß erregt und erlebt, wird hier nicht nur erlaubt, sondern ist Steigerung des Glücksgefühls. Jeder gibt sich restlos so, wie er ist und ergänzt dadurch immer beim anderen eine Lücke. Scharfe Zähne des Zahnrades verschmelzen mit dem Bruderzahnrade zu einer Einheit. Trotzen, Schmollen, Übermut, spielerisches Kindischsein, allem wird Echo, alles wird durstig getrunken, als Labsal empfunden. Die Liebenden nehmen sich das Wort vom Munde; der Eine ist der Vollender des Gedankens des Anderen, restloses Sichgeben, wie man ist, wird vom Anderen als Wonne und vom Gebenden als Befreiung und Erhöhung der Persönlichkeit empfunden. Die Natur hat diesen Zustand aber nicht auf Dauer berechnet; sie will mit dieser Erhöhung des Lebensgefühles, die in Wahrheit eine holde Täuschung ist, die Bereitwilligkeit der Menschen zur Hingabe an das Geliebte sich sichern; zur Hingabe nicht nur zur Stillung, sondern auch zum Eingehen einer Dauerverbindung, wie sie nötig ist zur kraftvoll-erdhaften Gestaltung der Art; die Menschen, denen solches Glücksgefühl der hemmungslosen Entfaltung ihrer Persönlichkeit durch die Liebe wird, glauben von einander nicht mehr lassen zu können und sind bereit zur Bindung fürs Leben.

In Wahrheit tritt das Gesetz der platonischen Hälften erst auf der höchsten Stufe der Menschheit in sein Recht ein; solange noch das Kind nötig ist zur Entwickelung des Mannes,

ist der Zustand des restlosen freien Ergänzens und Verschmelzens ein Mittel nur zum Zwecke und als solches nicht von Dauer.

Ganz und gar nicht sind die Menschen berechtigt, diesen Zustand auf künstliche Weise herbeiführen zu wollen, um sich so allen Kampf zu ersparen. Mensch sein, heißt Kämpfer sein. In der Kindheit, der Zeit des Anschauens, leben beide Geschlechter noch wunschlos nebeneinander. In der Zeit der Mannbarkeit, der Zeit des Erlebens, schreiten sie durch den Zauber der Befreiung durch Verschmelzung und durch die Qualen der Entbehrung und des Nichtverstandenwerdens, da, wo sie schon Mensch sein sollten und das noch nicht können.

In der Zeit des eigentlichen Menschseins, des kraftvollen Wirkens, baut sich der Gereifte aus Anschauen und Erleben sein geschlossenes Ich aus. Er lernt zum Mannsein das Weibsein hinzu. Das geht nicht ohne schwere Kämpfe, nicht ohne das Abstreifen von Sentimentalität und Schwärmerei, nicht ohne Absage an die selige Freiheit des Sichgehenlassens, nicht ohne strengste Selbstzucht.

Da dem Menschen von heute das nicht liegt, so geht er einen Schleichweg, um sich von den Hemmungen des Geschlechtlichen zu befreien und dennoch zum Menschsein durchzudringen: er schaltet die Zwischenstufe des Erlebens aus und knüpft direkt an der Stufe der begierdelosen Kindheit an.

Schwer rächt sich solcher Betrug, denn die Erlebnisstufe wird vom Blute verlangt; sie kann nicht umgangen und kann nicht, wenn sie einmal betreten wurde, dann wieder rückschreitend, verlassen, geleugnet werden. Der Mensch, der solches tut, trägt entweder das Schandmal des als Mann Infantilen oder das Brandmal des Heuchlers durch das ganze Leben; die Frau das Leidmal des Senilen und das Warnungsmal des Wahrheitsfanatismus. Ehe wir uns das Grausige klar machen,

daß unsere Männer von heute mit allergeringsten Ausnahmen Infantile und Heuchler und unsere Frauen infolgedessen Senile und Fanatikerinnen sind, wollen wir den Schleichwegen der Genußgierigen, Zuchtfliehenden, Trägen ein weniges nachgehen. (Eine mildere Erklärung über die Gründe zum Schleichweg findet sich im Kapitel: Geistesrichtung.)

Ein erster Schleichweg ist die gemeinsame Schule, die Koedukation. Wie der Mann den Ochsen tragen lernte, weil er das Kälbchen Tag für Tag schleppte (fragt mich nur nicht, wie sein Rückgrat aussah, als er endlich den Ochsen schlachten ließ!), so denkt der Mensch aller sexuellen „Anfechtungen" leichter Herr zu werden, wenn er sich an das andere Geschlecht von Kindheit an so „gewöhnt", daß es ihn keine Kraft kostet, ihm gegebenenfalls sexuell zu entsagen. War in der Kindheit keine Begierde, so wird sie sich nicht so leicht einstellen, wenn man gemeinsam, Tag für Tag und Jahr für Jahr aus Kindheit in Mannbarkeit schreitet.

Ja, es gibt sogar Ethiker, die noch hinzufügen, daß es doch ein Zeichen menschlichen Höherkommens sei, wenn die Geschlechter, im geistigen Streben vereint, um die Erkenntnis der Wahrheit rängen, statt zu tändeln und zu schwärmen.

Allen diesen Gedanken liegt zugrunde die verkehrte Ansicht, daß die Liebe der Geschlechter etwas Verwerfliches, etwas zu Überwindendes sei. Das ist eine große Überhebung. Höchste Geistigkeit hat nur dann schöpferisch-lebendigen Wert und Wirkung, wenn sie sich herausgeklärt hat aus dem gesunden Nährboden der Liebe. Wenn im Urenkel kein Begehren mehr schwingt, so ist das, weil die Vorväter kraftvoll geliebt haben und nur soviel vergeistigten, als freiwillig und mit Lust aus dem Kraftstrome der Liebe allmählich sich herauskristallisierte und verflüchtigte. Dieser geläuterte Keim gab dem Urenkel Atem und Leben. Er will nicht mehr, er hat. Wo aber noch

Wollen ist und Trieb und Begierde und sie wird erstickt, verleugnet, hinwegphilosophiert, hinausdisputiert, hinausgewöhnt, hinweggeredet und fortgedacht; wo der eingebildete Mensch sich ihrer schämt und sie umgeht, um als geistiger Mensch sich aufzuspielen, als Lebensbezwinger, als Sexualverächter, als Feinschmecker des Intellektualismus, als Hyperästhet und als großzügiger Weltversteher, da ist die Quittung der erzürnten Natur die Verzerrung der Männer und Weiber in ihr komisch-groteskes Gegenteil.

Trieb und Begierde sind Rufe der Natur nach Erfüllung. Sie nicht hören wollen, das rächt sich! Unvergleichlich viel gesünder als unsere Menschen von heute sind die qualvoll verzerrtesten Strindberggestalten. Unsere Ärzte freuen sich, feststellen zu können, daß die Bleichsucht zurückgeht. Diese Tatsache ist aber nur bedauerlich. Bleichsucht war ein Zeichen, daß im Mädchen der Wunsch nach Liebe wenigstens noch war. Die unbefriedigte Natur gab sich kund in der Bleichsucht. Heute hat sie, vollkommen erstickt, vollkommen unerwacht, aufgehört, sich zu wehren. Unsere jungen Männer von heute haben nicht mehr die unreine Haut noch die feuchten Hände und Füße der typischen jugendlichen Strindberggestalten und leben sexuell enthaltsamer als ihre Altersgenossen vor zwei Generationen. Das ist aber kein Zeichen von Gesundheit, sondern eines von Verrohung, von einer Vergewaltigung der Natur, von einer künstlichen Stillmachung. Die Folgen erleben wir schon jetzt. Rätselhafte Zunahme der Hinfälligkeit in den mittleren Mannesjahren, Fettwerden, Trägwerden, innere Erkrankungen, Nervenschmerzen, Sehstörungen, Lähmungen, Stoffwechselstörungen sind an der Tagesordnung.

Bei den Frauen zeigt es sich anders. Sie sind stählern geworden. Davon später.

Die Koedukation verbiegt also das Rückgrat der natürlichen Empfindung, schaltet diese ganz aus oder prägt sie ins Kindliche oder Heuchlerische um.[1]) Noch deutlicher wird das beim zweiten Schleichwege, dem der Gemeinsamkeit des Wanderns, Spielens, Nacktbadens, Nacktturnens. Ist das Nackte nicht mehr verhüllt, so glauben die, die es sich bequem machen wollen, daß es nicht mehr reize. Ist man über die Begierde weg, die einem menschliches Verstehen und Seelenverwandtschaft vorgaukelt, so kommt man nicht in die Gefahr unglücklicher Ehe. Man wird, unverführt durch den sinnlichen Brand, die Seelen zueinander bringen und das volle große Glück wird gewährleistet werden. Die so sprechen, sehen nicht, was für Heuchler sie sind und wie kindisch sie reden.

Die Natur läßt sich nicht betrügen und der Geist läßt sich nicht erschleichen.

Zwei Menschen soll zuallererst die Liebe zueinander führen; alles andere ist vom Übel. Diese Liebe soll anfangs geistig sich äußern und Übereinstimmung suchen, Menschen und Dingen gegenüber, um dann einzumünden in die immer wachsende Sehnsucht nach Besiegelung der Übereinstimmung durch körperliche Verschmelzung. An den letzte Verschmelzung ungeduldig und leidenschaftlich erwartenden Menschen tritt wieder und wieder die Frage heran, bist Du Mensch oder Tier?

Bist Du das erstere, so prüfe, ob hinter diesen Flammen der Leidenschaft die warme gleichmäßige Glut seelischen Gleichklanges (nicht nur der wonnevollen Ergänzung) brennt, dann prüfe und lasse es Dir an hundert Prüfungen nicht genug sein, so Du ein Mensch bist, in dem schon der Sohn allerletzte

[1]) Wenn wir schon ganz konsequent sein wollten, dann müßten wir die Kinderehe Indiens bei uns einführen; da das aber der Entwicklung des freien Willens zuwiderläuft, müssen die Geschlechter getrennt erzogen und gebildet werden.

Ausprägung sein soll, ob Ihr auch als Menschen einander versteht und gleicher Auflichtung seid, um eine wahrhaft segensvolle Bildung und Erziehung des Kindes zu gewährleisten.

Wie läßt sich solche Prüfung am besten durchführen? Es ist zu scheiden zwischen blindem Verliebtsein, und Liebe. Der reinrassige Instinktsichere wird sich kaum je blind verlieben; er wählt und liebt; mit voller Sicherheit weiß er wesentlich und unwesentlich zu scheiden. Nicht so der mehr oder weniger Vermischte. Er spürt nicht hinter den Zeichen des Echten die bei so vielen Menschen wohnende Unechtheit. Es gehört ein unverfälschter Instinkt dazu, um vielleicht hinter einer kühnen Adlernase, die ein Mischling von seinen Eltern mitbekommen hat, den Feigling herauszuspüren, um hinter vollen Lippen Kälte, hinter hellen Augen Unreinheit zu fühlen. Solche „Täuschungen der Natur" sind aber in unserer vermischten Zeit an der Tagesordnung. Sie wecken vielleicht ob ihrer klassischen Schönheit im Unterbewußtsein irgend eine Kindheitserinnerung an einen sehr echten, prächtigen Menschen. Durch die Ähnlichkeit der äußeren Form wird man verleitet zum Vermuten entsprechenden gleichen Inhaltes; infolgedessen stellt sich blinde Verliebtheit ein. Nun gibt es zu prüfen. Zunächst: je sinnloser die Verliebtheit, desto mehr steht zu befürchten, daß es sich um eine „Blendung" handelt. Dann lasse man sich weise belehren von dem alten Liede, daß nichts so heiß brenne als heimliche Liebe. Man vermeide sie und tue wie in den alten guten Zeiten: man treffe sich mit dem Geliebten nur unter Anderen, nicht allein. Bei aufkeimender Verliebtheit gibt es keine bessere Probe, als das Geliebte in die Kreise Geliebter und dann in die Ungeliebter und in die Gleichgültiger zu bringen; man wird dann sehr bald wissen, ob man zusammen gehört oder nicht; bei echter starker Liebe fühlt man sich am engsten ver-

bunden unter anderen! Wächst hierbei die Liebe, wächst hierbei die große heilige, die sehende Verliebtheit, dann gibt sie Anstoß und Segen zur Eheschließung. Ganz natürlich, ganz ohne Antrieb von außen und ohne jegliche Zwangsmittel erwacht das Verlangen, von diesem Weibe den Sohn zu haben, diesem Manne den Sohn zu schenken.

Das alles (die Sehnsucht nach den Geheimnissen des Weibes) wird erstickt und erdrückt durch Vergewaltigungen der Natur wie beispielsweise Nacktbaden und Nackturnen. Die Sehnsucht nach dem, was verhüllt ist, soll bleiben. Sie ist uns bitter not in unserer entarteten, erkälteten Zeit.

Alle unsere Edeln sind überkalt. Nacktbaden ist ein Zugeständnis an die Niederen, die ihre Brunst auf solche Weise abschwächen wollen, so etwa, wie man dem Konditorlehrling das Naschen abgewöhnt, indem man ihn essen läßt an Süßigkeiten, soviel er mag. Nacktbaden und Nackturnen ist Anweisung zur Heuchelei. Der Brünstige, dem das Gedankenspiel mit dem verhüllten Nackten genommen ist, das ihm und seiner Stufe entspricht, spielt jetzt mit dem Geist Fangeball, spielt sich auf als geistig interessiert, liest Schönheitblättchen und behängt seine Wände mit Photographien nackter Körper, die Schande solchen Tuns nicht fühlend. Denn der nackte Körper gehört allein, als Idee abgezogen, in die Kunst, nicht als Begriff abgezogen, in die Kamera, allwo er Wissenschaft wird oder Gemeinheit, aber nicht Erleuchtung, Weisheitslehre, Erlösung.

Diese Stoiker der Brunst, die die Hände reichen können den irre gehenden Mönchen Zimmermanns, die sich mit Nönnlein ins Bett legten, um zu beweisen, wie stark sie waren, diese verstiegenen Träumer, die nur sich und ihre Ideen kennen, die von Vater und Mutter sich lossagen, die ihre Diener übersehen und ihre Förderer mißachten, die die ganze Welt aus

schiefem Winkel betrachten und jeder Natürlichkeit in ihrem blassen Aesthetentum und ihrem gekünstelten Barocksinnen-leben Hohn sprechen, diese kraftlosen, zur Zucht untauglichen Schwächlinge spielen sich auf als Helden und Seelenkenner und belächeln gesundes Begehren und kraftvolles Streben nach der Pflichterfüllung des Alltages. Sie sollten der Verachtung anheimfallen, aber statt dessen finden sie Bewunderung und werden von den Weibern den noch einigermaßen gesunden Männern vorgezogen, sie, die sich bequemen zu Stockhams Carezza und sich „hinaufvergeistigen" zu Landmanns und Gustav Müllers Predigten.

Ein anderer Schleichweg? — Der gemeinsame Beruf! Da gehen sie ein und aus in den Universitäten und Technischen Hochschulen, den Werkstätten und Krankenhäusern, den Kliniken und Laboratorien, den Seminaren und Museen, den Konservatorien und Pädagogien, den Hörsälen und Experimentierkammern, immer selbander, immer gleichgewertet, der Mann und die Frau.

Der Ton, der zwischen ihnen herrscht, ist der einer burschikosen Kameradie. Höflichkeit der Frau gegenüber ist eine überwundene, eine verpönte Sache. Sie will nicht mehr als die Schwächere geschützt, als die Trägerin des Geistigen nicht mehr geschont und geachtet sein.

Kein Fall der Medizin ist ihr zu kraß, kein Thema zu heikel, kein Problem zu verwickelt. Sie radelt alle Tage zum Kolleg, steht genau so wie der Mann, wenn es sein muß, stundenlang am Tage. Sie scheint keine Tage mehr im Monat zu haben, an denen sie all das schlechterdings nicht darf, will sie nicht sündigen gegen ihre eigene Natur.

Der zielstrebende Mann und das maßbildende Weib, die beide von Natur aus neuem Stoff ganz verschieden entgegentreten, erhalten gleiche Darbietung und sind angehalten zu

gleicher Verarbeitung. Da der echte Mann den Stoff nur soweit benützt, als er zum Aufstieg ihn braucht, das Weib aber ihn zu umspannen sucht, um seine Maßkraft zu stählen und zu weiten, so gewinnt das Weib in allen schulmeisterlichen Anforderungen des Innehabens des Stoffes den Vorsprung vor dem Manne bei allen minderwertigen Lehrern, die das Innehaben für allein wichtig halten, weil sie, impotent und ungenial, nicht wissen, was es heißt, einen Stoff beherrschen und zur Botmäßigkeit zwingen, immer da zur Hand zu sein, wo man ihn herkommandiert, weil man mit genial-männlichem Spürsinne beim erstmaligen Überfliegen ihn durchschaute und zu Willen zwang.

Immer waren die „bequemen" Studenten, die, die für alles andere Zeit hatten neben ihrem Studium, für Scherz und Sang, Geistsprühen, Politik, Liebe, Reiten, Fechten, Wandern, Ringen — immer waren die der Schrecken der Schulmeister, aber oft der Stolz der Nation.

Wo sind sie heute?

Dank der Frauen und ihres stoffumspannenden Fleißes haben heute die von ihnen umlagerten und daher wichtig gewordenen Nur-Schulmeister unter den Professoren Oberwasser. Die Juden mit ihrem ungenialen Fleiße tun das ihre dazu, Schulmeisterdozenten hochzuloben, und die männlichen unter den Studenten kommen nicht mehr dazu, hier mit einem kräftigen Veto durchzustoßen und sich den männlich-genialen Dozenten zu verschreiben, weil sie — infantil sind. Das Sexuelle spielt bei ihnen entweder gar keine Rolle, oder tritt nur auf in der beschämenden Form der Onanie, unter welchen Namen mit einzurechnen ist der Besuch jeden Weibes, mit dem man nicht seelisch verbunden ist, lediglich zum Zwecke der Befreiung von sexueller Spannung. Mit der Kollegin verbindet den Mann eine Art Kaffeehausliebe

überm Tisch; ein Geplänkel bestenfalls, das die Gebiete der Liebe streift und dessen seelische Roheit nur deshalb von der modernen Frau ungerügt bleibt, weil sie keine mehr ist.

Da fast in allen Studien- und Berufszweigen beide Geschlechter nebeneinander arbeiten und auch in den freien Zeiten gleichen Erholungen nachgehen, so werden außerordentlich viele Ehen unter Kollegen geschlossen.

Hier zieht in den geistigen Berufen der Mann immer den Kürzeren, denn die gleichaltrige Frau ist ihm in jeder Beziehung des Alltagslebens überlegen. Auf jeden Fall aber hat die beiden Menschen nicht zusammengeführt die Leidenschaft, denn sie konnte sich bei dem immerwährenden Beisammensein gar nicht entwickeln; Leidenschaft ist Wunsch nach Enträtselung; das vollkommen Bekannte wird nicht mehr leidenschaftlich gesucht, wenn auch immer noch warm geliebt; die Kameradie als Grundlage der Ehe gleicht einer Dampfheizung mit elektrisch-mechanischem Antrieb. Es ist warm, aber die lebendige Flamme fehlt, die, zuerst als Leidenschaft lodernd, die Glut entfachte, die dann durch die Jahre hindurch als wohlgehütete Wärme durch Leid und Freud bis ins späte Alter anhält.

Die Menschen von heute umgehen die Zwischenstufe. Wir haben Sinnenliebe, Brunstliebe und wir haben intellektuelle Liebe, aber keine Seelenliebe mehr; nicht mehr die Liebe von Mensch zu Mensch, die gewachsen ist aus der Liebe von Mann zu Weib und von Weib zu Mann und durch Zucht verklärt wurde zu großer, reiner Freundschaft.

Das, was man gemeinhin heute noch so Liebe nennt und was man anzutreffen glaubt in den sogenannten glücklichen Ehen, in den Ehen also, in denen nicht nur geschwiegen oder philosophiert wird oder Geschäft geredet, als handle es sich um zwei Associés einer Firma, sondern in den Ehen, in

denen noch Sinnliches schwingt und fühlbar ist, das ist nichts weiter als das Verhältnis eines Herrn und einer Dienerin oder einer Herrin und eines Knechtes.

Da wachen Despoten über die Unschuld und Unaufgeklärtheit ihrer Ehefrauen, da es ihnen höchst ungelegen käme, wenn diese Frauen erwachten und eigene Wünsche hätten an ihn, den Herrn, als Befriediger. Die Frauen sollen für sie, diese zigarrenqualmenden, gutgekleideten Paschas, da sein in einer Art Staunen über die Seltsamkeit des sexuellen Bedürfnisses an sich, das sie noch nie begriffen haben und vor welcher Sehnsucht des Begreifens das despotische Männchen sie weise bewahrt durch Erfüllung aller kindlichen Weibeswünsche, durch Blumen und Bonbons, neue Kleider und schöne Reisen und immer durch ein wenig Angsteinjagen vor der plötzlichen Laune und dem gelegentlichen Zorn des hohen Herrn, zu dessen nächtlichen Wunschbefriedigungen man eben in demütig-staunendem Stillehalten auf der Welt ist.

Ganz ebenso wie blonde Edelinge letzter Stufe zu Zuhältern werden lüsterner und dabei träger Dirnen.

Klein aber und immer kleiner wird die Zahl der „bürgerlich-glücklichen" Ehen, die die eine der beiden falschen Ausprägungen des Menschseins darstellen, in Vergleich zu der stetig wachsenden Zahl der Kameradieehen, die der Zusammenschluß sind der der Liebe abgestorbenen Menschen unserer Zeit, jener Menschen der Verkehrtgeschlechtigkeit, in denen Männer Weiber und Weiber Männer geworden sind.

Die letztere Erscheinung ist eine viel größere Entartung als die erstere; die letztere einer chronischen, die erstere einer akuten Krankheit vergleichbar. In der ersteren kann beispielsweise schon ein dazwischentretender Freund, eine Freundin den befreienden, erlösenden, gesundmachenden Sturm der Wiedergeburt erwecken; die Heilung der letzteren Art ist un-

vergleichlich viel schwerer. Wir werden hiervon im Kapitel „Willensprogramm“ zu sprechen haben.

Wir sagten eingangs, das normale Weib empfange Eindruck und gestalte Ausdruck, der normale Mann mache Eindruck und erlebe den Ausdruck.

In der Verkehrtgeschlechtigkeit unserer Tage macht das Weib den Eindruck. Es wird befragt in Entscheidungen der Ethik, es urteilt über den Mann und dieser unterstellt sich beschämt seinem Urteile. Es erklärt, daß die Männer von heute entartet, geschwächt, übernervös sind und stellt das Weib als das kräftigere, artstärkere, nervenfestere ihm gegenüber. Und siehe, Frauen, die solches verkünden, Frauen, die sich über den Mann setzen in jeder Beziehung, machen nicht nur Eindruck auf die Frauen, sondern in viel größerem Maße auf die Männer. Und es sind die Männer, die sich bestreben, den neuen Richtlinien, die diese Frauen aufgestellt haben, nachzuleben, die das im Ausdrucke gestalten wollen, was diese Frauen anregen. Ich denke an die weit verbreiteten Bücher der Frau Dr. Meyer, an Frau Stockham und Frau Hahn u. a.

Nun ist freilich etwas Wahres in alledem, was diese Frauen sagen; aber sie schauen vollkommen einseitig und diese Lehren sind dazu angetan, die Geschlechtsverkehrung von heute noch zu verstärken, statt ihr zu steuern, denn noch demütiger, noch maßvoller, noch hingegebener, noch passiver wird dadurch der Mann. In der Geschlechtsverkehrung von heute empfängt der Mann und erlebt er das Weib. Als sei jedes Weib eine Priesterin, so schaut er zu ihnen auf, in denen Sinnlichkeit nicht etwa ausgeläutert ist wie in der Priesterin, sondern nur erstickt. Das dadurch verhärtete Wesen verehrt er als Kraft, als Beweis hoher Zucht, die hochmütige Herablassung deutet er um in verhaltene Güte. Er treibt den Kult der

Schönheit, und statt seiner kraftvollen Wesentlichmachung strebt er formelle Tadellosigkeit an. Sogar das Ausland merkt schon mit Staunen, daß der „Lodendeutsche" dem „Modendeutschen" gewichen ist.

Betonte Ästhetik, schablonenhaft und geziert; so ist der junge Mann von heute, soweit er es sich leisten kann. Die Bügelfalte ist ihm unendlich wichtig geworden, indes die Frau in einem Kittel herumläuft, der dem Nachthemde zum Verwechseln ähnlich sieht und der keinem Weibe mehr die Möglichkeit gibt, die Vorzüge seines Wuchses und die Fehlerlosigkeit seiner Gestalt vor Anderen zu unterstreichen. Es hat das nicht mehr nötig; es will nicht mehr Eindruck machen; das überläßt es dem Manne.

Man wende nicht ein, ein gleiches Konträrverhältnis bestehe doch in Amerika, und Amerika gehe daran gar nicht zugrunde; im Gegenteile. Amerika läßt sich mit uns in dieser Hinsicht nicht vergleichen. Die Macht der amerikanischen Frau beruht auf ihrer Minderzahl; bei uns ist die Frau in der Überzahl; drei Millionen mehr Frauen als Männer haben wir. Die Übermacht der Frau entspringt bei uns der Verkehrtgeschlechtigkeit, einer Krankheit. Im übrigen muß betont werden, daß die Amerikanerin durchaus Weibchen ist, also von selbst in allen wichtigen Dingen sich gerne dem Manne unterstellt; der Amerikaner Männchen, also aus purer Freude am Haushaltspiele, niemals gezwungenermaßen, so manche Haushaltpflicht übernimmt. Nie fiele es einer Amerikanerin ein, aufzubegehren, wenn der Mann aus irgend welchen Gründen nicht mehr Stiefel putzte und das Baby schöbe. Die Verhältnisse drüben lassen mit den unseren gar nicht sich vergleichen.

Drüben handelt es sich um eine zufällige Verschiebung infolge der Zahl, die durchaus als zufällig empfunden wird.

Sie ist zu vergleichen dem Gebrauche der linken Hand, wenn man sich in die rechte geschnitten hat; wir aber haben überhaupt vergessen, daß wir eine rechte Hand haben, und sie ist aus Untätigkeit atroph geworden.

Die grausige Wahrheit der Verkehrtgeschlechtigkeit kann gar nicht kraß genug geschildert werden. Immer war die Frau als das Maß der Dinge Hüterin, Trägerin der Schönheit; heute ist es der Mann, der sich vermaßlicht und anstelle kraftvollen Zielstrebens ein blasses Ästhetentum der Vermaßlichung der Dinge setzt. Es wird ästhetisiert im Reichstag und auf der Bierbank, im Kontor und auf dem Katheder. Es wird nicht mehr gestrebt, nicht mehr gewagt, nicht mehr gehandelt, es wird nur noch geschoben; Gleichgewichtskunststücke werden versucht, es wird gedrechselt, alles schön in der Wage und im Rund gehalten. Nur nicht auffallen! Nur die Form wahren! Nur das Gleichmaß erhalten!

Die Mittel dazu? Nebensache!

Immer war der Mann der Hüter des Rechtes. Unverbrüchliche Treue, lauterste Wahrheit, höchste Scham vor dem Zickzack des Irrtums und dem Schleichwege des Kompromisses; das war Männlichkeit. Die Frau war Meisterin des Biegens, des von allen Seiten Probierens zum Zwecke der Umkreisung; ihr erlaubte man lächelnd die für sie unschuldige List, die kleine Lüge, die harmlose Verstellung. Der reife Mann durchschaute das alles und ließ die Frau gewähren; der Reifende lernte daran Mann werden und Mensch. Die gute Absicht entschuldigte immer der Frau Tun; war sie nur schön und ihr Handeln bewundernswert erfreulich, so ließ sich der Mann ihre List gefallen, die ihn heiter umspielte und den Ernst des Alltages und seine Unerbittlichkeit ihn vergessen ließ. In seinem Leben der Tat und des Ringens aber war der Mann unantastbar, er, der Ethiker, der Vertreter der Moral.

Heute? — Heute wird kein Mann rot, wenn er sagt, ich mag mich irren. Ja, er ist so herabgekommen, daß er das noch für Größe hält. Heute verschmäht kein Mann die List. Heute sind sie alle, alle, Kaufleute im übelsten Sinne. Was ist Wahrheit? sagt heute achselzuckend der deutsche Mann und stellt sich, seine Sache, seine Erfolge und seine Taten in ein gleißnerisch überzerrendes Licht, unbekümmert darum, daß alle seine Lügen doch an den Tag kommen (so weit ist er noch Mann, daß er nicht weiblich berechnet und seine Lügen genau sich merkt, doch wenn die Verkehrtgeschlechtigkeit fortschreitet, wird er auch das noch lernen).

Frauen sind es heute, die aufstehen und den Mann mit flammenden Worten an die Pflicht zur Wahrheit mahnen, die ihm das Memmenhafte austreiben wollen. Sie aber begeben sich dadurch des Weiblichen als solchem, werden zielstrebig und entmaßlicht.

Wenn Du einen Schauplatz im Kreise umgehen willst, um, von allen Seiten ihn betrachtend, sein ganzes Bild in Dir aufzunehmen (weibliche Schau) und es geschieht Dir, daß Du an einer Stelle Deines Rundganges nicht weiterkommst wegen vorspringender Felsen, die Dir den Weg verlegen, so kehrst Du wohl um und besiehst Dir die Felsen einmal von der gegenüberliegenden Seite des Kreises, um den Platz zu erspähen, der Dir den Stieg über sie oder das Weiterschreiten unterhalb ihrer ermöglicht, so, daß der Fels nicht versehrt wird. Diese Art zu kreisen ist die weibliche. Schopenhauer hat diese List als aus Schwachheit entspringend bezeichnet; die Frau hat nicht die Kraft, den Felsen zu sprengen; wir können vielleicht auch sagen, diese List ist weibliche Klugheit; Felsen werden ungemütlich, wenn man sie unsanft angeht, darum geht man nach genauem Studium ihrer Ecken und Kanten vorsichtig um sie herum — — —

Heute tut solches der Mann, und was für das Weib recht ist, das ist für ihn Schande, denn seine andere Art der Schau — er ist durchschauend, nicht anschauend — gestattet ihm, wenn er nicht schon ganz verweibt ist, den Schauplatz mit einem Blicke von einer Stelle aus ganz zu erfassen, soweit er für sein Ziel in Betracht kommt. Ist diese eine Stelle, von der er schauen muß und von wo aus er schreiten muß, die, wo der Fels liegt, so sprengt er ihn weg.

Wo sind heute die Männer, die wissen, welche Positionen sie haben müssen? Und die diese notwendigen Stellungen sich ersprengen?

Wissen unsere Männer, die zu den Konferenzen fahren, was sie wollen? Wissen sie, was sie durchsetzen müssen und was sie fahren lassen können? Nein, sie wissen es nicht und halten darum krampfhaft einmal an allem fest, um dann alles fahren zu lassen, wenn die Gewalt kommt und ein Manneswille, der diesen Verweibten entgegentritt.

Der Student und die Studentin!

Sie arbeitet redlich, ja, mit Anflug von Genialität, erpreßt aus der Verkehrtgeschlechtigkeit; er hat keine Scham mehr und blufft. Sie, die ihn durchschaut, behandelt ihn dafür wie einen Zuhälter. Er wird in Läden zu Einkauf, er wird zu Wanderungen und Forschungen kommandiert. Er hat Güte, sie Härte. Er kompromißt, sie ist unerbittlich, er schwärmt, sie rechnet; sie erzieht, er läßt sich bilden; sie hat fertige Urteile und Tatsachen, er grübelt Gründen und Motiven nach. Sie entwickelt die großen Ziele; er mißt und vergleicht. Sie ist sicher, er schwankt, sie handelt, er zögert, sie führt, er folgt — — —

Der Mann der Tat sei anders? Wofür plagt sich der Industrielle bis aufs Blut? Für die Marotten seiner Frau. Für die Unfähigkeit seiner Frau, einen Haushalt zu führen, denn

dazu gehört Maß, und das hat sie nicht mehr. Sie geht im Zickzack, er geht im Rund. Kein Hochschrauben mehr in Mannes Zielstreben, kein Umfrieden mehr in Weibes Ruhegärtlein.

Wo ist Mannes Humor?

Wo ist Weibes Schalk?

Sie haben die Rollen vertauscht, und der Mann, der nicht zu schalken vermag, reißt Witze, und die Frau, der der Humor nicht gelingen kann, wird beißende Spötterin.

Die schlagfertige Frau und der tumb errötende Mann; die wache Jungfrau und der kindische Träumer — — —

Kinder sind sie alle; frech, ungezogen die Frauen; dummverträumt die Männer — — —

Ich spreche von den Besten — nicht von den Bürgern; ich spreche von den Königskindern, der Hoffnung unseres Volkes, ihnen, die fein sind und der Krankheit deshalb leicht verfallen, ihnen, die viel Gutes wollen und zu nichts Gutem kommen.

Denn, was sie sich aufbauen, ist Lug und Trug. Der Mann der Verkehrtgeschlechtigkeit, aufgestiegen zur Kameradie aus der Kindheit herauf, hadert heute mit seinem Lose und ist gleichgültig gegen sein operari[1]); er kritisiert die Mittel und kommt nicht zum Handeln; Taten bezeichnet er, die Verantwortlichkeit ablehnend, als Fatum. Er gefällt sich im Lobe der Askese und zeigt seine Pseudomacht im Versagen. Das Weib hält sich an Tatsachen und bleibt verschlossen gegen Eindrücke. Es fühlt sich verantwortlich für die Schäden des operari und ist gleichgültig gegen sein esse[2]). Es brüstet sich mit Sattsein ohne Stillung und merkt nicht, wie laut, herbe und hart es wird; der Mann nicht, wie weich, aufgedunsen, leise und empfindlich ihn die Jahre machen.

[1]) Das Handeln. [2]) Das Sein.

Katz und Hund ist Hund und Katz geworden. Männer sind heut die Katzen, Weiber die Hunde; so aber, und das ist das Teuflische, daß das Wesen sich verkehrt hat und die schlechte Gewohnheit blieb. Männer haben das Wesen der Wildkatze und die schlechten Gewohnheiten des Haushundes; die Weiber das Wesen des Wolfes und die schlechten Gewohnheiten der Hauskatze.

Um wieder in ruhigeres Fahrwasser zu lenken und um zugleich zusammenzufassen:

Wir sahen, daß das Männchen-Weibchentum das Weib verbildet, versklavt und entwürdigt, und daß das Zerrbild unserer Tage, die Verkehrtgeschlechtigkeit, das Weib vermännlicht. Rückblickend vergegenwärtigen wir uns nochmals, daß das natürliche Weib als Träger des Intellektes Maß sein sollte, in Gegensatz zum Manne, der als Träger des Willens Ziel ist. Wir erinnern uns daran, daß die Verbildung und sodann Verzerrung ins Gegenteil begründet wurde durch den aus Bequemlichkeit gewählten, falschen, unzulänglichen Weg zur Menschwerdung, führend in die Verlängerung des kindlichen Zustandes unter Umgehung des Läuterfeuers der Sexualität.

Bequemlichkeit nannten wir den Antrieb zu solch verderblichem Tun, und das ist es, was unseren Zorn so sehr entfachte. Uns nun zu mäßigen, fragen wir: wodurch entstand diese Bequemlichkeit? Wir sehen ihre Quellen in der Tragik rassischer Trübungen und daraus sich ergebender seelischer Verbiegungen und Erkältungen. Wir erkennen dadurch auch die Bequemlichkeit als eine Krankheit, auf deren Heilung wir sinnen müssen.

Damit aber klar werde, warum die Krankheit beseitigt, ausgeheilt werden muß, warum es nötig ist, daß Mann wieder Mann und Weib wieder Weib werde, müssen wir zu den

Quellen unseres Wesens und den Ursachen unsrer Entartung hinabsteigen. Dies wird im nun anschließenden zweiten Teile „Geistesrichtung" geschehen. Hier nur noch ein Wort an die, die eine Betrachtung reaktionär nennen, weil sie zurück will zu einem vergangenen Zustande und die ihr die Richtigkeit und Nützlichkeit absprechen, weil sie der Ansicht sind, alles Geschehen sei als Stadium der Entwicklung gut, und ein Zurück gäbe es nicht. Diese Ansicht ist richtig und widerstreitet nicht der meinen. Wenn ich der Wiedergeburt des Weiblichen und Männlichen das Wort rede, so will ich damit nicht zu einem Zustande zurück, in dem vielleicht einmal der Mann als Wissender das Weib als Unwissende geknechtet hat — vielmehr soll die Wiedergeburt führen zu einer Neugeburt des — Natürlichen! Zu der Mündigmachung des Weibes im reinen Erkennen, damit es den Mann das Höchste lehre: Liebe des Alls.

II.

Wir sprachen im vorigen Teile von der Bequemlichkeit als der Ursache des Überhandnehmens der Verkehrtgeschlechtigkeit. Hier nun vor allem die Frage: wurzelt diese Bequemlichkeit im esse der damit Befallenen, oder ist sie nur Ausfluß ihres operari? Ist sie denen, die mit ihr behaftet sind, wesentlich, sind die Bequemen von Natur träge, phlegmatische, willensschwache Naturen, oder sind die bequemen Menschen bequem Gewordene, haben die Umstände lediglich sie so gemacht?

Wir finden unter den Verkehrtgeschlechtigen viele von Natur äußerst kraftvolle, willensstarke Menschen, energische, zornesfähige, zum Durchhalten und Durchsetzen willige, zähe Naturen; die Bequemlichkeit strömt mithin aus dem operari, ist eine Krankheit oder die Folgeerscheinung einer solchen. Wie ein Gelähmter, der ehemals sehnig, schlank, rasch und strebsam war, weich, dick, langsam und müde wird, so ergeht es auch dem Verkehrtgeschlechtigen unsrer Tage, der vor uns steht als einer, der gelähmt ist in der Freudigkeit seines Liebeslebens. Scheu ist er, er umgeht alle Kanten und Ecken, er fürchtet sich vor Zusammenstößen und Auseinandersetzungen, er geht kraftvoller Liebe aus dem Wege. Und warum das alles? Weil er sich hilflos fühlt dem anderen Geschlechte gegenüber, weil er mutlos geworden ist deshalb, weil keiner den anderen mehr versteht. Scheinbar ist hierin der Mann der Bequemere; er zieht sich überall da sofort zurück, wo Heftigkeit aufblitzt; er gibt überall nach, nur um seine Ruhe zu haben. Der Mann ist aber nicht an sich, sondern nur

offensichtlicher bequem als die Frau. Auch sie ist bequem geworden. Ihre Bequemlichkeit äußert sich im Zusammenschlusse der Frauen gegen den Mann, in internationalen Verschwisterungen und Umarmungen, die ihr Handeln vor ihr selbst rechtfertigen und das Gewissen beschwichtigen sollen. Wenn so viele denken wie ich, so wird recht sein, was ich denke, so sagt, ihr Verantwortungsgefühl einlullend, die Frauenrechtlerin zu sich selbst und macht sich nicht klar, daß alle Frauen so bereit sind zur Denkverschwisterung, um eben bequem das Gewissen zum Schweigen bringen zu können. Und doch schwang in jeder einzelnen dieser Frauen einmal der reine Jungmädchentraum der Unterordnung unter Wunsch und Willen eines geliebten Mannes, ebenso wie jeder trutzige Knabe, ehe er bequemer Mann geworden war, einmal sich klar war darüber, daß ein starkes, gesundes Weib schön ist im Zorn, und daß es königstolz mache, diesen Zorn in der Liebe Glut zu willenloser Hingabe umschmelzen zu können.

Wo bleibt heute der Zorn des Weibes, der Mut des Mannes? Warum haben beide sich versteinert zu Rechthaberei und Machtabgrenzung? Was macht insbesondere das Weib so begehrlich nach äußerer Macht? Was ist das, was das moderne Weib auf die Frau des Heimes und Hauses herabsehen läßt, Hausfrauentätigkeit scheltend als geistlos, Liebedienst als entwürdigend? Warum wird das Wort „Weibchen“ mit verächtlichem Achselzucken ausgesprochen, und warum wird jede Frau, die nicht politisch sein und statt dessen ihrem Manne das Leben schön machen will, mit diesem Titel belegt?

Deshalb, weil das Gradverhältnis der männlichen zur weiblichen Liebe in unsren Tagen sich grundlegend geändert hat.

Hören wir Dr. Eberhard im oben erwähnten Buche: „Die alten Kulturvölker schienen sich . . . darüber klar zu sein, daß

das Weib vor dem Manne im geschlechtlichen Empfinden bevorzugt sei." Es folgen nun Belegstellen aus der Bibel, aus indischen Schriften, Ansichten der Römer, der Kirchenväter, der Araber; aus neuerer Zeit der Franzosen, der Engländer. Dann fährt Eberhard fort: „Dieser Anschauung von der größeren weiblichen Sexualität steht nun diejenige gegenüber, die eine gegenteilige Auffassung vertritt. Diese entgegengesetzte Ansicht ist jedoch, wie Ellis hervorhebt, nicht nur neueren Datums, sondern auch im ganzen auch nur auf wenige Länder beschränkt." Es folgen sodann hierzu Belege aus den Erfahrungen Agton's, Moll's, Heusinger's, Näcke's, Fehling's, Möbius', Krafft-Ebing's, Lombroso's, Notthafft's u. a., also meist Deutscher.

Wie aus diesen Darlegungen hervorgeht, war mithin zu allen Zeiten und übereinstimmend in allen Völkern das Weib dasjenige, das die Liebe stärker erlebte als der Mann und das nach den Freuden der Liebe dringender und öfter verlangte als er. Nur unsrer heutigen Zeit und hier ganz besonders unserem Volke ist es vorbehalten, hierin bewußt anders zu empfinden; in unserer Zeit hat das Weib aufgehört, die Verlangende zu sein; in unserem Volke vor allen anderen ist solches klar den Menschen zu Bewußtsein gekommen, und unsere modernen deutschen Frauen sind es, die bewußt das Liebesverlangen als etwas Niedriges bezeichnen und die „nordische kühle" Frau als das hohe Ideal des Weibes überhaupt hinstellen.

Hand in Hand geht damit, daß, vom Blickfelde dieser „kühlen nordischen Frauen" aus gesehen, der Mann dargestellt wird als der triebhaft unbeherrschte, der niedrigere, der zuchtlose.

Wer sich nicht klar macht, daß wir es in dieser „nordischen Kühle" mit einer Krankheit zu tun haben, ja, wer gar

vom chauvinistischen Größenwahne besessen ist, im Wachsen der nordischen Weibeskühle ein Zeichen der Vervollkommnung zu sehen, die über alle früheren Jahrtausende uns hoch emporhebt, der hält es für seine Pflicht, den „niedrigen" Mann ob seiner „Sinnlichkeit" zu schelten und der ist auch geneigt, den Behauptungen Glauben zu schenken, daß der Mann von heute besonders hemmungslos, besonders triebhaft sei. Kranken Augen erscheint normal Gesundes leicht geil; das Weib, das seine rapid zunehmende Erkältung als ein Plus sich anrechnet, verliert allen Maßstab und bezeichnet auch einen in und an sich gleich gebliebenen Mann als progressiv niedriger geworden. In seinem asketischen „Höhenfluge" sieht es den Zurückbleibenden kleiner und kleiner werden und maßt sich das Recht an, auf ihn herabzusehen und ihn zu verachten. In Wahrheit hat sich der Mann nicht oder nur wenig geändert, ganz gewiß ist er nicht leidenschaftlicher und lustbetonter als früher; das Weib aber hat sich mehr und mehr von der Liebe abgewendet, weiß nicht mehr um sie und ihre Beglückungen und ist also seiner eigentlichen Natur untreu geworden.

Daß wir das Bild unsrer Zeit so anzusehen haben und nicht anders, das sollte jedem reinen Instinkte ohne weiteres klar sein. Das Verleugnen und Verächtlichmachen der Liebesfreude von Seiten des Weibes mutet den Reinen und Unbefangenen als Heuchelei an; die Natur hat dem Weibe die Schmerzen der Geburt auferlegt, sie schenkt ihm dafür die Freuden der Liebe. Der Mann, der sich im Sohne spiegeln soll, statt in Selbstüberhebung den Glauben in sich zu nähren, er bedürfe des Weibes nicht mehr, wird vom Weibe in dem umfriedenden Garten des Maßes festgehalten, welchem sein Zielstreben zu entfliehen gedenkt. Der Liebeswunsch des Weibes hält den Mann an der Erde fest, damit er sich nicht über-

steigert, damit er nicht brüchig wird im Wachstume, damit er in Verbindung bleibt mit der kraftspendenden Wurzel seines Wesens. Deshalb ist es dem Weibe gegeben und bestimmt, nach Liebe zu verlangen. Wir werden von dieser hier angedeuteten Begründung des weiblichen Liebesverlangens, des metaphysischen, am Ende dieses Teiles noch ausführlicher sprechen; hier sei sie nur zur Stützung unserer Behauptungen erwähnt.

Ein Weib ohne Verlangen nach Liebe ist wie eine Blume ohne Duft, wie ein Falter ohne Flügelstaub, eine Landschaft ohne Lufthauch. Ein Weib ohne Verlangen nach Liebe ist krank oder kein Vollmensch.

Man wende nicht ein, daß es doch höchstes Menschentum sei, aller Leidenschaft ledig zu sein. Das ist höchstes Mannes- — nicht höchstes Menschentum. Was für den Mann gilt, gilt nicht für das Weib. Wenn das Weib sich der Leidenschaft bewußt entledigt, so geschieht das nicht aus den Tiefen des reinen Instinktes heraus, sondern aus einer Überzeugung, die es sich selbst aufgedrängt hat, oder es geschieht aus einem krankhaft verbogenen Willensleben heraus. Es bleicht sich dann seine Empfindung so künstlich ab wie Wasserstoffsuperoxyd Haare blond macht. Weib als Maß ist immer ganz das, was es ist, in den einzelnen Phasen seines Lebens. Ein Weib, das in der Vollkraft seiner Jahre „nordische Kühle" zur Schau trägt, ist seinem Wesen untreu. Dieses Wesen hat bis zum Eintritte der Menstruation und bis zum Erleben der Liebe die Aufgabe, die Größe seines Maßkreises sich zu bestimmen; es hat bis zum Eintritte der Wechseljahre der Liebe zu leben, und von da ab erst tritt es in den heiligen Stand der abgeklärten Priesterin.

Mannesleben kennt diese Phasen nicht. Die Natur gibt ihm die männliche Stimme zur Werbung um das Weib und

dazu, das Weib sich ergeben zu machen; im übrigen steht dem Manne das ganze Leben hindurch es frei, der Liebe zu leben oder sie zu verneinen. Die Form seines Daseins, ob Vater von Söhnen oder ob nur noch Weiser als letzter Sproß des Geschlechtes, ist ihm von Geburt an bestimmt. Er mag bei verdunkeltem Willen und Intellekte irren und wirren und unter oder über seiner Formgrenze zeitweilig sich aufhalten; immer wieder wird sein Wesen durchbrechen und die *eine* große Linie seines Lebens ihm deutlich vorzeichnen, indes das Weib innerhalb seiner *Erscheinung* sich läutert und nur in einem stets sich gleich bleibt, im Erkennen.

Weib gelangt also, wenn es rein ist, zu nordischer Kühle im priesterlichen Alter; auch reinstes Weib aber soll und muß Liebesverlangen tragen vor dieser Zeit, sonst ist es nicht gesund oder nicht vollwertig. Wenn höchster Mann sein ganzes Leben hindurch „nordisch kühl" ist, so gilt mithin solch höchster Mannesmaßstab für das Weib erst mit den Jahren der körperlichen Wandlung zur Priesterin; ihn vorher anzulegen, ist dem Weibe Vermessenheit, der Gesellschaft Gefahr, dem Manne Irreleitung.

Ich will hier dreier Bücher gedenken, die sich mit den hier aufgeworfenen Fragen auseinandersetzen.

Landmanns reine Mutterschaft, welche verlangt, daß die werdende Mutter vom Manne nicht mehr berührt werde, stellt jenes höchste Mannesideal auf, von dem wir vorhin sprachen. Indem aber jenes Werk aus der seltenen Gnade solcher Höchstveranlagung eine Forderung an alle macht, verleitet es zu Unwahrhaftigkeit. Gewiß, der Mann soll jenes hohe Ideal kennen und vor denen, die ihm aus innerstem Instinkte heraus leben, sich beugen, zu Führern und Freunden sie erwählend und zu Lenkern der Volksgeschicke; nicht aber soll er es ihnen nachtun wollen, denn ein Erzwingen solchen

Ideales macht den erdenfrohen Mann verstimmt und launisch, ja schwach und unstet, und Frau und Kind leiden unter solch erzwungener Haltung weit mehr als unter einem Überschäumen des natürlichen Triebes. In noch anderem Sinne wirkt sich das Landmann'sche Gebot verhängnisvoll aus: Gerade die ungeistigen, dem Tierbetonten der Schwangerschaft hingegebenen Frauen begrüßen jenes Gebot am lebhaftesten; die geistigen Frauen, der „Pflanzenstufe" näher als die anderen, vertragen den Blütenregen überschäumender Natur ohne allen Schaden für sich und die Frucht.

Landmanns Weg zur Gesundung unsres Volkes ist also nicht ratsam; er erzieht zu Verstellung und Zwang und schafft die Vorherrschaft gradniedrigerer Weiber über gradhöhere.

Eines anderen Buches haben wir hier zu gedenken: Mathilde von Kemnitz' erotischer Wiedergeburt.

Frau von Kemnitz erkennt unsere Zeit richtig, wenn sie von einer wachsenden Nervosität der Männer und Frigidität der Frauen spricht. Worinnen sie jedoch fehl geht, das ist die Begründung, die sie den Erscheinungen der Gegenwart gibt. Durchgehend verallgemeinert Frau von Kemnitz Einzelfälle aus entartetem bürgerlichem Mittelformate; sie wird weder dem zuchtvollen Charakter edeln Mannes noch dem liebenden Geiste durchschauenden Weibes gerecht und sie sieht nicht, daß männliches Despotentum ebenso eine Zwittererscheinung darstellt wie weibliche Intuition. Aus ihren einseitigen Einstellungen heraus kommt sie zu den gewagten Behauptungen von in der Neuzeit auftretenden absoluten anatomischen Veränderungen der den Geschlechtern als solchen wesentlichen Organe. Diese Veränderungen, so will es Frau von Kemnitz, sollen mit- ja hauptschuldig sein an der Not unsrer Zeit, eine Behauptung, die den Kenner indischer Weisheit höchst seltsam anmutet (Was hat „groß" oder „klein" mit „rassig" zu

tun?!). Die in Zusammenhang hiermit von Frau von Kemnitz zum Ausdrucke gebrachte geringere Bewertung der „knappen" Mannesform ist ein Schlag ins Gesicht jedem edeln Manne, (die Geistigsten waren allezeit „am feinsten gebaut!"), ein unseliges Herabmindern des ohnehin leicht erschütterbaren Selbstvertrauens des heute so einsam gewordenen Adelsmenschen.[1]) Ganz ebenso verletzt jede rein empfindende, durch keinerlei widernatürliche Befriedigung entartete Frau die Behauptung, daß die clitoris der eigentliche Sitz der Lust sei (leider redet dieser Annahme auch Dr. Eberhard das Wort), und daß mithin die zunehmende Frigidität der Frau von der biologisch bedingten Entfernung dieses Organes von der Scheide herrühre.

Viel tiefgründiger und folgerichtiger als irgend ein Buch der gegenwärtigen Literatur über die Not der Geschlechter ist in der Erklärung der Frigidität der Frau von heute Paulk in seiner Manneslehre. Er nennt als die Ursache der Frigidität mit vollem Rechte die Außerachtlassung der weiblichen Empfindungseigenart von seiten des Mannes, das egoistische und verrohte Denken nur an den eigenen Genuß. Mit Recht weist auch Paulk darauf hin, daß eine Heilung von jener Krankheit noch nicht dadurch herbeigeführt wird, daß der Mann auf die Eigenart und die Wünsche der Frau wieder lauschen und eingehen lernt, denn die Frau hat es ja durchaus verlernt, weiblich eigenartig zu sein und weibliche Wünsche zu haben. Die Heilmittel, die Paulk vorschlägt, sind ebenfalls richtig gewählt: ein Wiedererwecken des Weibes zur Weiblichkeit durch betonte Männlichkeit, durch Beherrschung, durch Suggestivgewalt, also durch bewußtes Hervorlocken der weiblichen Qualitäten: Hilfsbedürftigkeit, Hingabe, Unterordnen, Schutzsuchen.

[1]) Den Überfeinerten, den auf Kosten des Physischen geistig Hochstehenden, weist Paulk mit seiner Manneslehre Wege des Ausgleichs.

Paulks Buch ist mithin so recht ein Heilbuch für unsere Zeit und zwar eines nach Art der Naturheilweise und im Speziellen hierin eines für solche Menschen, die falsch verarztet wurden und eine scheinbare Gesundheit erlangten, die in Wahrheit eine chronische Krankheit ist.

Wenn ein allopathisch mit Eisbeuteln von einer Gehirnhautentzündung geheilter nach Jahren zum Naturheilarzte kommt und ihm klagt, daß er an periodischen Kopfschmerzen leide, so weckt ein tüchtiger Naturheilkundiger in dem infolge der falschen Eisbehandlung chronisch Kranken durch heiße Behandlung eine subakute Gehirnhautentzündung und heilt diese darnach geschickt aus. Die große Gefahr, die hier vorliegt, ist, daß der Patient im subakuten Stadium der Krankheit erliegen kann. Nur ein Meister der Naturheilkunst wird das zu verhindern verstehen und er wird vor Auge und Bewußtsein des Patienten mit Recht wie ein mit übernatürlichen Kräften und Weisheiten begabter Mensch zu stehen haben. Wagt er doch, einen, wenn auch zeitweise lähmenden, so doch gefahrlosen Verkapselungsprozeß der Natur willkürlich zu stören und als Heiland die Natur zu zwingen, eine gut verharschte und nun mutwillig und wagetoll aufgerissene Wunde zur organisch richtigen Heilung zu bringen.

Ganz dasselbe tut Paulk, wenn er ehekranke Menschen, also solche, die der Liebe pflegen im Sinne einer Einlullung und Stillegung statt einer Überhöhung und Bekräftigung des Lebensgefühles, wenn er solche zum Brennen und Leuchten der Liebe führt als einer Heilkraft und als einem Wege zum vollkommenen Erleben der Liebe als einer jauchzenden Kaskade menschlicher Überkraft.

Wie bei dem Subakutmachen der Gehirnhautentzündung nur selten einmal einer der Geheilten so stark werden wird, daß er seinen Kopf dem normalen Wechsel von kalt und

warm wird aussetzen können, wie er also nicht König werden wird über Wind und Wetter, kühn sein Haupt, wann überhitzt durch Streit und Kampf, dem kühlen Winde entgegenwerfend, oder, wann ausgekühlt durch Stubenhocken und maschinelles Denken, es standhaft und unankränkelbar der Sonne preisgebend, so wird zwar manch ein durch Paulk Geheilter bis zur sieghaften Gesundheit, bis zum Königsein in der Liebe durchbrechen, die Mehrzahl aber wird ihr ganzes Leben hindurch mehr oder weniger fest die führende Hand ihres Lehrers halten müssen, der mit weisen Verordnungen die zwar geheilte, aber doch immer zarte Pflanze vor erneuter Erkrankung schützt.

Immer doch hat Paulk ein gutes Werk getan: er hat einen ehemals krankhaft Verbogenen und dann falsch zurecht Gedokterten richtig und gerade ins Leben hineingestellt; er hat einem Geschädigten geholfen, den ihm angetanen Schaden auszubessern. Da fast alle Menschen der gebildeten Stände zu diesen „falsch Verarztеten" gehören, so ist Paulk so recht der Helfer unserer Zeit. Freilich, wir hier wollen noch ein Anderes; uns liegt daran, krankhaft verbogene Menschen zu erfassen, ehe sie nach der Liebe als Arznei gegriffen und sich dadurch in Gefahr gebracht haben, nie mehr in der Liebe den seligen Trank überhöhten Lebensgefühles schlürfen zu können. Was wir wollen, ist die Ergreifung und Erweckung der ganz Jungen. Paulk arbeitet uns dabei in die Hand. Denn indem er die Älteren zur Selbsterkenntnis bringt, macht er sie willig und aufgeschlossen, der Aufklärung der Jüngsten den Weg zu bereiten.

Was ihnen, den Älteren, den Ehekranken, nötig war, ihre Krankheit subakut zu machen, indem man die Emanzipierten auf den Weibchen- und Männchen-Standpunkt brachte, um sie zu heilen, das wollen wir den Jungen ganz und gar er-

sparen. Nicht die Treibhauswärme gluterzeugender Dampfkompressen wollen wir bei ihnen anwenden, sondern wir wollen ihre schmerzhaften Verkrampfungen, ihre sehrenden Verdunkelungen mild und linde ihnen lösen; den Seelenkreislauf fördern, die Schau weiten, den Willen hellen und lenken. Wie die Priesterin solches tue, das soll unsere letzte Frage und Antwort sein. Zuvor aber, um ihr vollauf gerecht zu werden, nun die Erforschung des wahren Grundes der heutigen Verkehrtgeschlechtigkeit. Nur bei voller Erkenntnis aller Zusammenhänge werden wir das Grundleiden an der Wurzel fassen und verhindern können, daß zwei Menschen, die nicht zu einander gehören, die Ehe als Narkotikum miteinander schließen. Um die letzten Gründe der heutigen Krankheitserscheinung aufzudecken, wollen wir zunächst einmal das Verhältnis zwischen Mann und Weib bei unseren Vorfahren und bei den uns stammverwandten Indern genau betrachten und, es sodann mit der heutigen Zeit vergleichend, die Wege zu den Gründen bloßlegen.

Unsere Vorväter lebten nach Tacitus und Cäsar in strenger Einehe. Genau wie bei den Indern hatten die Fürsten das Recht zur Mehrehe, „nicht zur Stillung der Lust, sondern um der Würde willen", also um das hohe Adelsblut recht weitgehend zu vererben. Die Frauen traten rein in die Ehe, und ein unkeusches Mädchen konnte weder durch Geld noch durch Jugend noch durch Schönheit einen Mann sich erwerben. Die Ehebrecherin ward mit Ruten vom Hause gejagt, und es stand dem Ehemann frei, sie zu töten. Selten war der Ehebruch, denn die Frau liebte, so sagt Tacitus bezeichnend, die Ehe mehr als den Mann. Es ist ganz das Gleiche, wenn Tagore, von Indien erzählend, im Keyserling'schen Ehebuche sagt, daß die Frau den Mann als Idee liebe, und daß der edle Mann strebe, dieser Idee Verwirklichung zu werden.

Die Germanin war sich dessen voll bewußt, daß sie im Manne den Vater der Söhne liebte, daß sie in ihm den Repräsentanten, die Verkörperung des unsterblichen Geschlechtes verehrte. Diesem einen Manne treu und in seiner Liebe glücklich zu sein, war ihr daher höchste Aufgabe. Sie half den Ring der Geschlechterkette schmieden, der ihren Mann mit Söhnen und Enkeln verband. Dieser Aufgabe der dienenden Helferin am Geschlechte bewußt, teilte sie sich mit ihren Kindern in die Arbeiten des Hauses und verehrte im Manne ihren Herrn; sie, die gebundene, sah in ihm den Freien, der berechtigt war zu Vielem, was ihr versagt blieb, so z. B. zum schrankenlosen Ausdehnen der Gelage, denn in deren Hemmungslosigkeit gaben sich die Freunde offen und ohne Mißtrauen so, wie sie waren und sie berieten zwischen Becher und Spiel Fragen des Krieges und des Friedens, der Sippe und des Volkes. In klarer Erkenntnis dessen, daß nur in Freiheit der Mann zu hoher Leistung sich entfaltet, ehrte und achtete die Germanin die männliche Andersart, schonte und förderte sie die natürliche Ungleichmäßigkeit des Mannes, der untätig auf der Bärenhaut lag, um dann furchtbar sich zu erheben, ausgerastet und gespannt zum Kampfe auf Leben und Tod.

Nicht war das gleichmäßige Gebundensein an die Unfreiheit des Hauses dem Weibe Sklaverei; es entsprach solches lediglich seiner Andersart. Wäre das Weib der Sklavin gleichgestanden, der Mann hätte es nicht gerufen zur Mitberatung in öffentlichen Angelegenheiten, woselbst des Weibes Stimme gerne und aufmerksam gehört ward, bevor die Männer allein zu den Entschlüssen schritten, die der weibliche Rat allezeit segensvoll befruchtet hatte.

Wäre das Weib mindere Sklavin gewesen, es wäre nicht mitgezogen in den Kampf, und es hätte nicht das Recht des Freien gehabt, die Teilnahme an der Schlacht.

Wäre das Weib mindere Sklavin gewesen, die Schwester-Söhne hätten niemals erste Stelle einnehmen können als Geiseln.

Nein, sondern unsere Vorfahren hatten das, was wir nicht mehr kennen, die volle Ergänzung der Geschlechter. Sie kannten keine doppelte Moral; dem jungen Manne galt es als Schimpf, unkeusch zu sein und als Lob, sich frei gehalten zu haben vom Weibe — man erwartete von ihm freiwillig, was vom Weibe um der Reinhaltung des Geschlechtes willen man fordern mußte.

Glücklich, gesund, stark; das waren unsere Vorfahren, und was Tacitus von den Finnen sagt, das dürfen wir über alle Germanen jener Zeit schreiben: Sicher vor den Menschen, ohne Furcht vor den Göttern, haben sie das Schwierigste erreicht: ohne Wunsch zu sein.

Wenn wir von hier nach den stammverwandten Indern blicken (wie sehr sie dies sind, das beweist nichts klarer, als die Götterparallelen in Sanders trefflichem Buche: Rig-veda und Edda, Stockholm 1893), so sehen wir das gleiche Bild: glückliche Frauen und glückliche Männer.

Unterweisungen der mannbaren Jünglinge sorgen dafür, daß der Mann die verschiedenen Arten der Frauen, sowohl organisch wie im Temperamente, genau kennen lernt. Wie die Gunst zu erringen, die Scheu zu überwinden, die Neigung zu erkennen sei, wie verlorene Liebe wiedererobert werde, das alles lernt der junge Mann.

Keiner Unterweisung bedarf das Weib, denn das natürlich empfindende Weib muß nur sich selbst ganz so geben, wie es ist, und immer wird es dann das Richtigste und Angemessenste tun.[1])

---

[1]) Auf Paulks Manneslehre sei hier gebührend hingewiesen.

Lehren für das Weib setzen erst da ein, wo die verlassene Geliebte sich selbst, ihre Urteilskraft und Ruhe verliert; hier zeigt ihr die indische Liebeslehre die weisen Wege zur Überwindung des Leidens.

In dieser Verschiedenartigkeit der Unterweisungen zeigt sich schon, wie unverbildet, wie artrein die beiden Geschlechter in Indien waren und sind. Der Mann der Aktive, das Weib das Passive; der Mann der Eindruck machende und die Wege hierzu erlernende; das Weib das empfangende, natürlich sich gebende, in Umrissenheit seines Selbst glückliche Wesen.

Höchstes Glück ist ihm der Geliebte, größter Schmerz sein Verlust. Verschlossen, herbe ist es in seiner Keuschheit, langsam nur blüht die Knospe auf und schwer ist es, sie zur Entfaltung zu bringen, gefährlich, sie zu erschrecken, töricht, durch zu wildes Werben sie zu erkälten. Kraft und eigentümliche Schönheit ruht in dieser Herbe, die der Mann langsam und zart behutsam überwindet, um dann im Laufe der Ehejahre die zunächst scheu und dann temperamentvoll ihm ergebene zur sieghaft starken, ganz mit ihm verschmolzenen Gefährtin des Liebens heranreifen zu sehen.

Fester und fester wird durch solch Reifen und Wachsen das Band der Liebe, und die starke reine Frau, indem sie immer bewußter zu sich selbst wird, wird Stab und Stütze dem Manne im Kampfe des Lebens, in der Erziehung der Kinder, in der Beglückung der Feierstunden. Mehr und mehr sich entfaltend, wird sie immer wertvoller dem Manne, immer mehr geliebt, immer heiliger gehalten. Mit ihm zieht die Abgeklärte in die einsame Beschaulichkeit der Wälder, mit ihm forscht sie tiefsten Gründen der Weisheit nach.

Wir werden dem allen im dritten Kapitel dieses Buches genauer nachgehen, hier nun ein Sprung von diesen Ideal-

bildern der Vergangenheit zu den Realbildern der Gegenwart. An drei Bücher denke ich, an das Bekenntnisbuch von Ernst und Margart Hunkel; an Selma Lagerlöf's Gösta Berling und an Burte's Wiltfeber.

Da ist das Buch aus dem Kreise des neuen Lebens. Was will es uns? — Die Frau, so sagt es, habe das Recht, zu jedem neuen Kinde einen anderen Mann sich zu wählen. Bild unserer Zeit in ihrer höchsten, krassesten Verzerrung! — Das Weib nicht mehr Dienerin am heiligen Geschlechterbaume des Mannes, sondern wahllos Gefäß für die Vielen. Kein Kind mehr reiner Spiegel seines Vaters; in jedem einzelnen das Zusammenschwingen mehrerer Erzeuger; Erinnerung, Säfterückstände einem zweiten und dritten aufgeprägt von den vorigen Vätern. Das alles ohne Belang, wenn nur die Göttin Weib sich durchsetzt in diesen Kindern. Sie, die Königin; die Männer ihre Knechte; der „Geist" das Höchste, Reinheit seines Wurzelbodens Nebensache.

Gleiches klingt dem, der zu lauschen versteht, entgegen aus Gösta Berling, klingt entgegen aus so vieler hochbewunderter und doch so entarteter „nordischer Literatur"! Aus einer Hand in die andere geht das Weib; niemand fragt: ist sie noch reine Mutter für mein Kind? — Schwächlinge, die nicht wissen, was sie wollen noch sollen, werden zu Helden der Romane; stärker als die Männer sind die Frauen, aber nicht in Reinheit, nein, in der Zähigkeit ihres Wollens, in der Kraft des Verbergens der Schuld, in der Rache, da wo Rache ihnen nicht zusteht. — — — Und ich denke an ein drittes Buch, eines aus unserem Süden: an Burte's Wiltfeber! Bei aller Versöhnlichkeit seiner Gedanken, bei aller Schönheit und Innigkeit seiner Bilder, furchtbarstes, tieftragischstes aller Germanenbücher der neuen Zeit! Nicht wegen des Todes der beiden Liebenden, erschlagen vom Ge-

witter ob der Untreue an Madlee, der harrenden Braut; nein, tragisch, weil dies Buch furchtbares Bild ist der Männer und Frauen unserer Zeit.

Erst ist es die Patin, die in Gier und Lust den Knaben nimmt. O grausig Bild! Nicht der Mann wirbt und löst; das Weib, aller Scham und aller Herbe entkleidet, wird zur Verführerin. Und der Knabe? Nicht reißt er sich los; nein, doppelte Tragik, er läßt sich nehmen. Er läßt sich lehren, nicht nur die Brunst, nein auch, daß ihm das Recht zustehe, von Weib zu Weib zu gehen — und so nimmt er Madlee. Und Madlee läßt sich nehmen. Ohne Zaudern, ohne Herbe, ohne jungfräuliche Scham. Läßt sich nehmen und läßt sich verlassen und harrt acht Jahre auf die Rückkehr des Räubers, ohne Zorn, ohne Leid, ohne Qual.

Entartet die Eine, entartet die Andere.

Ganz und gar entartet aber der Mann, der draußen in der Fremde sich in Ketten schlagen läßt von der „nordisch kühlen“ Frau, die ihn dienstbar machen will den Zielen eines Anderen und ihm als Lohn den Genuß ihres Leibes verspricht, dieses Leibes, von dem Wiltfeber nicht weiß, ob er nicht jenem Anderen gehört, dessen Zielen er dient, — dieses Leibes, der nicht verlangt nach Liebe, der nicht dienen will heiligem Geschlechte, sondern der sich als Lohn verschachert und kühl durchhält bis zur Erfüllung der Aufgabe. —

Und Wiltfeber läßt sich in Fesseln schlagen. Grausig furchtbare Kette entarteter Weichlinge, verbogener Weiber. Bild unserer Zeit, klagendes, gen Himmel schreiendes.

Von Manneswürde sind wir gekommen zu Mannesunwürde; von Weibes Dienen zu Weibes Herrschen, von der Ehe Reinheit zu der Ehe Spott, von der Liebe Freude zur Liebesverzerrung in Brunst, Überwältigung, Geilheit und Lüge.

Aber ist nicht Wiltfeber Künstler? Ist nicht Gösta Berling Künstler? Ist nicht Margart Hunkel Künstlerin? Ist nicht ein ander Gesetz für diese als für die Väter und Mütter der Söhne? —

Warum hören wir von solch doppelter Moral nichts bei unseren Voreltern, nichts bei den Indern? Warum ist in der uralten arischen Sage der Dichter entstanden aus dem zur Versöhnung zusammengespukten Speichel der Asen und Wanen und ist seine berauschende Dichtung sein eigenes, von seinen Mördern mit Honig gemischtes Blut, warum ist er in der alten Sage der Quasir, der Keucher, er, in dem Himmel und Hölle sich einen, die Echten und die Träumenden, er, der Berauschende wohl, der Tröstende, aber nimmer menschlich ein Vorbild?

Unsere hellsichtigen Vorfahren wußten besser Bescheid als wir! Wir aber, wir legen dem Künstler Götterrechte bei, die himmlische Unbekümmertheit preisen wir an ihm, sein Typus, seine Zügellosigkeit beherrscht den Roman. Warum erheben wir heute die Unsittlichkeit zur Norm, umkleiden sie mit Schönheit, richten auf sie alle unsere Sehnsucht und sehen in ihr unser Ideal, bei dem wir ausruhen aus den Qualen der Wirklichkeit? —

Ist wirklich die Verzerrung Trumpf? Gibt es zwischen einst und heute keinen festen Stand mehr, eine Brücke, hinausgebaut ins brodelnde Meer, auf der stehend, wir wenigstens erkennen könnten, wo die letzten Knotenpunkte sind, von wo aus die Adern des Geschehens sich so grauenvoll uns heute verwirrten?

Gehen wir zu unserem größten deutschen Zeitlosen, er wird uns Antwort sagen: Goethe.

Wilhelm Meister, Tasso, Faust und — Stella. Vier Bilder, vier große Lehren.

Alle vier sind Schreie nach der Klarheit des Ich. Dreierlei Möglichkeiten hat der Mann: Vater der Söhne, am Gipfelpunkte dessen Weiser, Schöpfer des Werkes: oder aber eine der beiden Abzweigungen von solcher Hauptlinie, Künstler oder Heiliger: Künstler, wenn der Kopf im Himmel, das Herz noch auf Erden ist; Heiliger, wenn das Herz bei Gott und der Kopf auf dieser Welt wohnt. Goethe hat in den großen Werken seiner Kunst den Künstler und den Weisen und den Vater der Söhne gegeneinander abgegrenzt wie kein Zweiter vor und nach ihm. Er hat diese Sphären zur Tragik sich verknoten lassen und sie dann immer wieder zur Einzelheit erlöst. Dieses letztere ist es, was Goethe hinaushebt über alle „Künstler" der Gegenwart, die weder den tragischen Knoten einer widernatürlichen Einheit schürzen, noch zu den Strängen natürlicher Einzelheit ihn entwirren können. Nie aber hat Goethe uns den Künstler als oberstes Vorbild hingestellt, wie das unsere entartete Zeit tut und will. Faust, um mit ihm zu beginnen, ist seiner innersten Veranlagung nach ein Weiser. Er ist das, was wir als letzten Sproß auf der Leiter eines Geschlechtes zu bezeichnen haben; der Durchgeklärte, der sich selbst zur Leuchte gestaltet, zum Beglücker der Menschheit, aber nicht hierzu getrieben vom Wunsche der Beglückung, sondern vom Triebe der Selbstvollendung. In der Beglückung der Anderen erst ist er ganz er selbst und aus diesem Grunde treibt es ihn dazu, von sich, von innen heraus, Glück zu schaffen. So steht er vor uns am Ende der Bahn als der, der sich selbst gefunden hat. Ehe er dahin kam, mußte er Irrwege gehen. Er betrat den Weg des Künstlers, — jenes Menschen also, der um der Kunst willen, die er schaffen muß, traumhaft-willenlos und doch bewußt über Leichen geht. Künstler ist er, fühllos und hart, im Angesichte von Gretchens Qual, und daß er nicht männ-

lich kraftvoll sie befreit, zeigt, wie ganz sein wirklicher Mensch lebt im Traumland der Kunst und sich einstellt auf Abkehr von den Verpflichtungen der Welt.

Die Tatsache, daß dies Erlebnis in ihm Begierde weckt, zeigt an, daß er in Wahrheit nicht Künstler ist, sondern Mensch. Wenn, um die Qual des Geschauten und den Fluch des Nichthandelnkönnens und das Unfaßliche der Gleichgültigkeit hinunterwürgen zu können, Faust in den tollen Strudel des Hexenzaubers sich stürzen muß, so beweist ihm und uns solches, daß der Mensch stärker in ihm ist als der Künstler. Und so steigt er denn in der zweiten Frauenbegegnung ganz in die Ebene des Menschen, will das Weib, um ihm Schützer und Gatte zu sein, will den Sohn, um eingegliedert zu stehen in der Kette der Erdengeschlechter. Daß aber auch hier nicht seine wahre Heimat er hat, wird uns klar daran, daß er nicht den Instinkt hat zur Wahl eines noch unberührten Weibes, um klar im Sohne sich zu spiegeln, sondern daß er ein Weib sich nimmt des vielfachen Vorlebens; ein Weib, gesellbar dem Weisen vielleicht zu letzten Erdentschlackungen, nicht aber dem Menschen als fortzeugendem Gliede der Geschlechterkette. Und noch deutlicher wird uns das klar, daß Faust nicht der Vater der Söhne ist, an der Gestalt und dem Schicksal Euphorions. Er bedarf des Sohnes nicht mehr, um sein Werk fortzuführen; Euphorion zerrinnt unter den Händen seiner Erzeuger: Faust weiß sich als Selbstvollender; sein Werk ist sein Sohn; er klärt sich zu Ende im Werke und Dienste am All.

Daß er sich zu sich selbst durchringt, zum Weisen, daß er die schmerzenden Verknotungen der Irrwege Künstler und Vater schürzen und darnach lösen kann, das ermöglichen ihm Hingabe und Freigabe ohne Groll von Seiten Gretchens und Helenas, darum er am Ende seiner Bahn sagen kann,

daß das Ewigweibliche ihn hinangezogen habe von Stufe zu Stufe bis zu seiner Selbstfindung.

Tasso: ein ganz anderer als Faust. Tasso, der Nur-Künstler. Er, der bestimmt ist, dieser verlorenen, verdunkelten Welt das Ideal ihrer reinen Herrlichkeit heraufzuweinen im Kunstwerke. Auch er irrt und wirrt, bis er seine Stelle im Weltgeschehen kennt. Auch für ihn schürzt sich der Knoten, da er den Künstler mit dem Menschen zu einer unmöglichen Einheit zu verschmelzen trachtet. Es ist der Augenblick, in dem er vergißt, daß die Frauen nur den Künstler in ihm lieben und umhegen, jener Augenblick, in dem er die Prinzessin heischt als Weib.

Wieder ist hier wie überall bei Goethe das Weib das wundersam Hinanziehende, das in diesem Augenblicke sich nicht vergißt, wodurch es Tasso in ein Meer von Qual gestürzt und vielleicht seine ganze Kunst gefährdet haben würde. Vielmehr löst es sich von Tasso, ohne ihn zu demütigen und rettet ihn so sich selbst, läßt ihn seinen Lebenspol finden, den des Künstlers, der nichts gemein hat mit dem Wege des Liebhabers und Vaters der Familie.

Wilhelm Meister! In ihm hat uns Goethe einen Mann gezeichnet, der aufrecht steht als Vater der Söhne in der Kette des Geschlechtes. Nicht am Endpole, nicht Weiser also; auch nicht abwegig auf einsamem und schwindelndem Grate, Märtyrer der Menschheit, fernestehend, um die Spiegelblendung seitlich hereinzuwerfen in die Verkettung der Schlafenden und Selbstsicheren: ein Künstler; nein: ein Vater und Mensch.

Auch er durchläuft die Stationen des Irrens und Wirrens und der schmerzhaften Verknotungen.

Auch er fühlt sich, gleich Faust, zuerst als Künstler, ein Mädchen im Sturme nehmend, das, Komödiantin mit ganzem

Herzen, kein vollkommenes Weib der Geschlechterkette mehr ist im Sinne einer Gefährtin des Mannes — Schauspielersein zeigt Brüchigkeit an. Auch hat Marianne den Einflüsterungen der Amme Gehör geschenkt und sich bereit erklärt zur Liebschaft mit einem reichen Ungeliebten. Marianne ist also im Willensleben dunkel und wenn sie auch im leidenschaftlichen Erleben mit Wilhelm über sich selbst hinausgehoben wird; sie bleibt, die sie ist.

Halb Künstler, halb Mensch, im ersten Zustande beginnender Knotenentwirrung, ist Wilhelm beim Verlassen Mariannens. Mensch, weil ihm die Kunde ihrer Untreue genügt, um nichts mehr mit ihr gemein haben zu wollen; Künstler, weil er traumhaft über die Pflicht weggleitet, Gewißheit darüber sich zu verschaffen, ob diese Kunde auch wahr ist. Ein Nur-Mensch wäre der Frage auf den Grund gegangen; einem Nur-Künstler wäre sie ohne Belang gewesen.

Der Knoten löst sich dann vollkommen und Wilhelm wird Nur-Mensch, nachdem ihm Felix gebracht worden ist, und er im Zusammenleben mit diesem Kinde mehr und mehr sich selbst erkennt.

Der Weg zu der reinen und unberührten und noch mit keinem Gedanken besudelten herben keuschen Frau der Geschlechterkette steht ihm jetzt offen. Die Tragik, für sie nicht mehr so heiß empfinden zu können, wie für die erste Geliebte aus der Zeit der Irrung, bleibt ihm nicht erspart. Entschlackung geht nicht ohne Narben. Auch hat er es zu ertragen, daß sie mehr mütterlich als dienend liebend zu ihm steht. Felix steht zwischen ihr und ihm. Indem sie Felix Mutter wird, wird sie es auch ihm. Kein jauchzend überschäumendes Glück wird Meister werden an der Seite dieser Frau, aber es wird ein männlich schönes Leben werden, dem er entgegen geht; ein Leben, das uns Symbol ist des Mannes

unserer Zeit, der kraftvoll sich hindurchgerungen hat durch die gefährliche Verknotung Künstler-Mensch zur fortzeugenden Einzelheit Mensch.

Und Stella!

Hier trägt ein Stück den Namen eines Weibes, denn in diesem Stücke wird uns ein Mann gezeigt, der erliegt, weil er sich nicht zu sich selbst finden konnte. Er konnte sich nicht durchringen zum Künstler, der beide Frauen verlassen hätte; er konnte sich nicht durchringen zum Vater, der beide Frauen behalten hätte (wir wissen, daß Goethe diesen Schluß erwog, aber wieder fallen ließ; sein Held war zu zart für solche Lösung); er konnte nicht hindurchstoßen zum Weisen, dessen Erdenferne der Frauen Sehnen gestillt und geläutert hätte — er kann sich nur befreien dadurch, daß er und daß die Geliebte in den Tod gehen.

In diesem Bilde hat Goethe die ganzen Qualen verkörpert und in Eins zusammengefaßt, die in schwachen und wehen Stunden, da er selbst unter den Verknotungen Künstler und Mensch bebend litt, durch seine Seele gezogen sind. In ihm hat er aufgezeichnet, was seither in unendlichen Variationen Andere nach ihm versucht haben; Keiner aber so unsterblich, keiner so rein wie er. Kläglich ist sein Held und kläglich soll er sein. So will es Goethe. In den Tod geht die Geliebte. In den Tod muß sie. So will es Goethe. Denn Schwäche ist Schuld und Ehebruch ist Schuld. Ist Schuld und bleibt Schuld, ob ein Mann dadurch zum Sieger über das Leben wird oder nicht. Denn siegt er dadurch, so ist seine Schuld ein Schandfleck auf dem Wege zum Aufstieg, ein Zeichen der Brüchigkeit, ein Fehl und Makel, der auch dem Werke des Endsieges aufgebrannt bleiben wird und ihm rauben wird das Lorbeerreis der Unsterblichkeit.

So sah Goethe, der Reine und Große das Leben an und so hat er auch sein eigenes Leben geführt, mögen Mäkler und Neider noch so sehr anderer Meinung sein. Er hat keine Ehe gebrochen, er hat keine Unschuld geraubt, er hat keine Blüte geknickt, er hat keinen Glauben getäuscht — er war Weiser.

Und weil er es war, so lebte in ihm das große und heilige Erbarmen, das den Menschen das Werk der Selbstbefreiung schenkt. Goethe schenkte, wie Faust schenkte. Nicht um zu helfen, sondern um sich in sich zu erleben. Wer unverbogen war und rein, ward durch ihn beglückt, durchleuchtet, wer krank, nicht zum Tode, sondern zum Leben, ward durch ihn wiedergeboren — und nur, wer ein Verlorener war, einer, der sich gesund glaubte in der Todeskrankheit, gerade in der Verbogenheit, stark in der Schwäche, der lehnte ihn ab, begeiferte ihn, fühlte nicht, was und wieviel Goethe ihm zu sagen hatte. —

Wir haben uns auf die Mole gestellt, die gebaut ist, hinaus ins tosende Meer. Wir haben gesehen, wo die Felsen der Zerschellung liegen; in der Vermengung des geistigen und des leiblichen Menschen zu einer tragischen Einheit der Verknotung. Wir haben den Rufer im Sturm gesehen und die Lampen, die er angezündet hat, den Weg durch der Brandung Fährlichkeit schützend uns zu erhellen.

Und nun schauen wir uns um und sehen, daß wir allein stehen. Wo sind die, die gleich uns in Wilhelm Meister den germanischsten Führerroman der Aufzucht unserer Rasse erleben? Die, die in Tasso den abgebogenen Tragiker der Verdunkelung, in Faust den Heiland der Weisheit und Vergottung sehen?

Wo sind sie? —

Sie stehen abgewandten Angesichts, in Furcht, in Ablehnung, in Zorn, in Geringschätzung. Und diese Haltung zu Goethe beweist uns stärker als alles, wie krank wir sind.

Die gläubig weiter mir folgen wollen, denen sage ich, zusammenfassend: Wir haben nun, unsere Zeit und unsere Anschauungen spiegelnd in der Goethe's des Reinen und Weisen, gesehen, was unser Leid ist; tiefste Verwirrung im sittlichen Empfinden; nun wollen wir die Wurzeln unseres Leids zu finden suchen.

Unsere Naturwissenschaft von heute lehrt uns, daß Mond um Mond in die Erde stürzt, sie abzukühlen in Vorbereitung ihrer Vereinigung mit der Sonne. Stetig nähert sich der jeweilige Mond der Erde, stetig die Erde der Sonne. Immer kleiner werden die Jahresringe, die die Erde um die Sonne zieht, und wenn auch nur pro Jahr eine Viertel Sekunde verloren geht; diese verlorene Viertelsekunde sagt uns, daß wir uns der Sonne nähern und daß also das Sonnenheimweh und das Sonnenheimatgefühl der Durchschauenden unter den Menschen realen Grund und Boden hat. Weit ferner aber liegt uns diese letzte seligste Katastrophe, das Flammenkernwerden im Glutballe der Sonne, als jene andere, deren die Erde schon mehrere gesehen hat und vielleicht noch manche sehen wird; das Einstürzen des Eisballes Mond in die Mutter unseres Lebens, die Erde. Von Eiszeiten künden alte Sagen und Überlieferungen; von den großen Sintfluten sprechen sie, die entstanden, als alle Erdenwasser überliefen und zu den Polen hinfluteten, da ein Mond der Erde sich einte. Entgegengehoben hatten sie sich ihm bei seiner Annäherung und geflohen waren sie nach allen Seiten beim Weltenbrande des Aufpralles und der Verschmelzung. Und als die Vereinigung vollzogen und die Wasser geglättet waren, da trat nach der „mondlosen, glücklichen Zeit“ die große Abkühlung

ein, die Vergletscherung, die nur langsam weicht und nie mehr Platz gibt den tropischen Urzeiten, denn ehe solches geschehen könnte, ist schon wieder ein neuer Mond da, zu neuem noch stärkerem Grade der Vereisung die Welt zu führen, bis sie reif und rein ist, von der Sonne verschlungen zu werden.

Und wir? Wir kleinen Menschlein? Was haben wir in diesen Jahrhunderttausenden der bald weichenden, bald nahenden, immer aber zunehmenden Vereisung zu tun? Was ist es, daß wir beides in uns tragen, die Sehnsucht nach der kühlen Reinheit der Vergletscherung und die nach der läuternden Flamme des Urfeuers? Sind wir im großen, unübersehbaren, unausdeutbaren Makrokosmos die winzigen mikrokosmischen Spiegelbilder des Alls, in deren lächerlich kleiner Brust und jämmerlich kurzem Lebenstage sich aller Welten Kommen und Gehen in Eines zusammenballt und so lange peinvoll uns zerreißt und verwirrt, bis wir das kosmische Nacheinander in unserem kleinen Erdenleben zu verwirklichen gelernt haben; bis wir es gelernt haben, selbst Erde zu sein, vom Monde ausgekühlt und darnach von der Sonne verschlungen; Menschlein, wiedergeboren aus der Verdunkelung der Urahnen Schuld, neugeboren zum Lichte der Selbstgestaltung nach vollendeter Erkenntnis?! Es scheint wohl so.

Uns ist solche weite Umschau hier nun einmal nötig, die richtige Stellung zu gewinnen zu den Fragen der Not unserer kleinen und doch so großen Seelen.

Was geschah jeweils mit den Menschen, wenn die Fluten stiegen in Erwartung der seligen Umarmung mit dem Monde? Was geschah mit ihnen bei den großen Weltenbränden und beim Überschäumen der Wasser im Anpralle der Monde? — Menschen? Waren sie immer geartet wie wir? Sind es immer die gleichen gewesen nach Leib, Geist, Gestaltung und Sitte? — Wir wollen bei dem bleiben und uns an das halten, was

wir vom Heute wissen. Schwarz, gelb und weiß, die drei großen Völkerströme der Erde. Schwarz, sagt Linné, der große Naturdeuter und -ordner, regiert durch Willkür, gelb durch Meinungen, weiß durch Gesetze; und wir ergänzen: in den Schwarzen wohnt Seele, aber in ihnen ertönt kein Ruf; in den Gelben erklingt ein Ruf, aber er wohnt in einer toten Seele; in den Weißen tönt ein Ruf aus einer klingend lebendigen Seele; schwingt ein Klöppel an die edle Schalenwand geformter Glocke. Darum hat das Volk der Gelben wohl Ahnenverehrung, darum hat das Volk der Schwarzen wohl Götzenanbetung; aber die Verschmelzung der Geschlechterkerne mit den Göttern, die Vereinigung der Ahnen mit den ewigen Gewalten Himmels und der Erden, das hat nur die weiße Völkerwelle. Dem Rufe gehorchen, der in der Kindestiefe der reinen Seele sein ewig ihn wiedergebärendes, stetig in der lebendigen Pulsung der Wirklichkeit ihn verwurzelndes Echo hat, das kann allein der Lichte, der Weiße.

Je reiner er blieb, desto reiner ward er Durchschauer; Durchschau, geboren aus Ahnen und Anschauen; Durchschau, erfassend die Ewigkeit in der Zeit und die Unendlichkeit im Raume. Er allein sah in der Erscheinungen Flucht das durch sie hindurchleuchtende, sie allererst körperhaft machende Ding an sich; er allein sah in jedem Repräsentanten der Gattung das gepetschaftete Monogramm der ewigen Geschlechterkette, zusammenfließend, auch sie, mit ihren Bruderketten zur Verschmelzung des All-Einen, des Atems der Welt, des Gottes Erde. — Er allein konnte es sehen. Aber wieviele seinesgleichen waren da, sind da, wann Monde in Erde fallen? Wieviele wissen dann: wir sind der Atem, wir sind das Leben dieser Erde? Ohne uns ist all ihr Vergletschern eitel und tot? Ohne uns stockt der Urtrieb, ist das Räderwerk des Geschehens unterbrochen, fehlt der Kontakt, der die Pole ver-

bindet; ohne uns ist der letzte Erdentag — der erste Sonnentag ohne Stimme, ohne Musik, ohne Atem, ohne Sinn. Wir erst geben dem kosmischen Geschehen die unbeschreiblich selige Bedeutung; Klang hat kein Echo ohne uns, Sonne kein Jauchzen — darum wir, wir uns retten müssen, wir, die Durchschauenden, auf die hohen Berge, in die Archen Noah, auf die Schultern der Chrisostomusse, in die Kähne der Götter. — — —

Tief unter uns die Menschenballen, sie ahnen davon nichts. Wir beklagen in ihnen unsere gefallenen Geschwister, die im Zusammenstoße mit der gelben und schwarzen Welle im Küren gelber Männer unser weißes Geschlecht für immer und im Rauben schwarzer Frauen und Mischen mit ihren Nachkommen auf Generationen hinaus der Durchschauung sich verlustig gemacht haben. Sie strecken beim Herannahen der Monde die Köpfe zusammen, wie verzweifelt blökende Schafe in der brennenden Hürde; sie haben, schon vorahnend letzte Auflösung, die ihnen nichts ist als Raub ihres ihnen allein seligen Erdenlebens, sie haben schon allezeit gebangt vor dem Tode und sich eingefressen und eingehurt in Speise und Trank, Mann und Weib. Sie waren und sind die Menschen der Dauer, wir die des Durchganges. Wir tragen durch die Katastrophen der Welt das Heilsgut, erkämpft in den Läuterungen aus Vermischungen, die nicht zum Tode führen, da sie nur aus gelber Frauen Dunkelung und schwarzer Männer Verdichtung stammen; wir tragen solch Heilsgut hindurch in das nächste Jahrhunderttausend, wir, die Gekreuzten, aber nicht Verlorenen, wir auch, die rein Gebliebenen, aber ach! aus übergroßer Reinheit brüchig Gewordenen — — —

Wir, die Durchklärenden, wir die Durchschauenden.

In uns sind die Kräfte der Vorahnung, die magischen Gaben der Überschreitung von Raum und Zeit; wir sind die

Symbole dessen, was sein wird am Ende der Zeiten: Ausgekühlte Erde wird verzehrt werden von der Sonne, auf daß Kern sich bilde in der Glut, und der ewig lechzende Durst des Sonnenballes verwandelt werde in jauchzenden Klang, und die Sonne töne in alter Weise und doch in ewig neuer, denn dann tönt sie atmend bewußt, ist erst dann volle Seligkeit, Heimat der Heimgeläuterten, der Sonnenkinder der Erde.

Wo bleiben in diesem letzten Bilde die Qualen unserer Zeit? Wo bleibt Gott? Wo bleibt die Kunst? Sind sie alle nötiger Weg und Durchgang zum letzten Tage der Erlösung und wie geht solches zu? —

In der Bibel steht das Wort von der weltlichen und der göttlichen Traurigkeit. Die eine führt zum Leben, die andere zum Tode.

Zweierlei, so sagten wir, sei die Vermischung. Die eine zur ewigen, rettungslosen Verdammnis, die andere zum schmerzvoll-traurigen Umweg, aber doch Weg! zur Erlösung.

Da wirren in Deinem Blute ungezählter heller Vorväter dunkle Mütter und ungezählter heller Vormütter dunkle Väter. Aber siehe, Dir war die Gnade, Durchschauender, daß die Kette heller Väter und heller Mütter lückenlos auf Dich herabkam. So bist Du rein im tiefsten Instinkte, wenn auch verdunkelt im Intellekte. Weil Du nicht mehr rein wolltest, so bauten sich Schranken auf zwischen Dir und den Brüdern und Du erschufst Dir den Teufel, dem Dunkeln Ausdruck zu verleihen, was in Dir und den Anderen wirrte. Und weil Du nicht mehr licht warst im Intellekte, so schufst Du Dir einen Gott, denn nicht mehr vermochtest Du hindurchzuschauen zur Göttlichkeit des Ur in der Einheit des All; verdunkelt war Dein Blickfeld, irre warst Du am Bruder, und Deine Angst und Einsamkeit errief Dir einen Gott.

Siehst Du, so entstand er, der sich stellt zwischen Dich und die Brüder, der Dich vergessen und versäumen läßt, zu knien vor dem reineren und weißeren und älteren von Deinen Gefährten des Weges; Du baust Dir einen Gott und schenkst ihm die Liebe, die Du den Brüdern stiehlst.

Doch wollen wir solches alles nun betrachten, nüchtern und ruhig, an Hand der Geschichte und Überlieferung.

Die Geschichte der Ausbreitung des Christentums zeigt des öfteren eine gleiche Kurve: Völker im Aufstieg oder Hochstande wehren sich dagegen, verfolgen, wenn sie in der Überzahl über die Christen sind, diese neue Religion und bequemen sich ihr, wenn in der Minderheit, nur nach langen, blutigen Kämpfen. Völker, denen das Christentum auf friedlichem Wege gebracht wird, durch Missionierung, fallen ihm zu, wann mischblütig, und nehmen, wann reinblütig, nur in den Randgliedern, den vom reinen Blute abgefallenen, oder in den Entarteten (indische Witwen ohne Temperament; schlau berechnende Degenerierte; phantastische Dekadente) das Christentum an. Völker im Abstiege, in der Entartung, in der Verköterung, lassen sich das Christentum ohne vorhergegangene Missionierung zur Staatsreligion ankommandieren.[1]) Man mag diese Erscheinung oberflächlich dadurch erklären, daß der Rassereine kraftvoller und stolzer sei als der Entartete und darum seine Religion nicht wechsele wie ein Kleid; die Ablehnung des Christentums von seiten der Höhergearteten sage daher noch nichts aus über einen etwa minderen Wert des Christentums an sich. Tieferes Eingehen läßt jedoch ob dieser Behauptung begründete Zweifel aufkommen.

[1]) Ausnahmen von dieser Regel fanden nur dann und dort statt, wenn ein rassisch entartetes, aber staatlich noch festgefügtes Volk das Christentum wegen seiner bolschewistisch-kommunistischen Tendenzen ablehnte.

Der aus seinem Kernlande Ostindien durch den Buddhismus verdrängte Brahmanismus ist ohne äußere Machtmittel, rein kraft der Wahrheit und Tiefe seiner Lehre, wieder ins Mutterland zurückgeflutet und hat sich auf friedlichem Wege alles ihm entrissene Seelenland wieder zurück erobert. Hier waren die reinrassigen Hindu durchaus nicht zu stolz, die ihnen seit Generationen angestammte buddhistische Religion um der Gewinnung des Brahmanismus willen zu verlassen. Man mag nun einwenden, daß sie ja zu ihrer Urreligion zurückgekehrt seien, gewiß. Aber haben nicht gerade die reinrassigsten Teile Deutschlands mit Leidenschaft den Katholizismus abgeschworen und den Protestantismus angenommen, eine neue Religion, die durchaus nicht eine Rückkehr zum Urchristentum, sondern eine Nationalisierung des bestehenden Glaubens war?

Es muß also doch der Katholizismus eine besonders starke Wirkung ausüben auf Entartete, Vermischte, Verfallende. Dem widerstreitet nicht, daß die deutschen Katholiken, obgleich relativ reinste Arier, die treuesten Söhne der Kirche sind. Sie gleichen der charakterfesten Jungfrau, die, einmal wider Willen durch höhere Macht gezwungen, an einen ungeliebten Mann vermählt, diesem so unverbrüchlich die Treue hält als gäbe es für sie nichts höheres als ihn.

Was ist es, das den Katholizismus so wirksam macht auf Vermischte und so bestreitbar für Reine? —

Wie kommt es, daß die Flankenstämme der Germanen, die die nordische Urmutter dem Negroiden und Mongoloiden entgegengeworfen hatte, die Kelten und die Slaven, rasch und gerne gute Katholiken wurden, indes die späteren, reinergefilterten Kinder, die auf dem geraden Nordsüdstrahle wohnen und sich breiten, wie kommt es, daß sie, diese späteren, sich wehrten bis aufs Blut, um dann in Gehorsam nicht zu

lebendigen Bekennern, sondern zu toten, verbissenen Verrichtern des Aufgezwungenen zu werden? —

Wir haben oben vom Unterschiede der drei großen Menschenrassen gesprochen und hierbei insbesondere von dem, was den Gelben und den Schwarzen mangelt: den Gelben der Trieb, den Schwarzen die Schau. Mischung der Weißen mit ihnen bedeutete und bedeutet also Entartung, Verstümmelung des Triebes, Verdunkelung und Verlieren der Schau. Im reinen Arier, wie er aus den Überlieferungen der Alten uns anblickt, wohnte die Durchschauung. In seiner Seele überwand sich der Raum im tat twam asi, im: Das bist Du, im Einesfühlen mit allen Brüdern. Und in seiner Seele überwand sich die Zeit im Einesfühlen mit Vorfahr und Nachfahr. Endlich überwand sich in seiner Seele die Kausalität in der Liebe; sein Weib ward ihm Ursache und Wirkung zugleich. Er sah in ihm die königliche Geliebte, die Schutzbefohlene und die seinem Geschlechte dienende Mutter seiner Kinder zugleich. In der Liebe war er ihr Herr, ihr Diener und als Geschlechtervater ihr Gott zugleich. Wenn die Inder sagen: wir lieben aus dreien Gründen: um der Lust, um der Nachkommen und um des Karma willen, so besagt das dasselbe. Das Weib ist gegeben zur Freude, zur Hilfe und zur Läuterung, denn am Weibe klärt der Mann seinen Wesenskern, schafft er sich sein Karma in Lauterkeit um, mindert Schuld, vergrößert Verdienst, entschlackt Triebe, Launen und Bequemlichkeiten.

Solange der Arier unvermischt blieb, sah er immer in seinem Weibe alle drei Gestalten in Einem; er suchte Gott im Weibe, er suchte sich. Immer behielt solcherweise der Akt der Liebe heilige Weihe, nie streifte das Weib vollkommen sein Jungfräuliches ab; Glut sank nie herab zur Brunst; Leidenschaft war begleitender Ausdruck, war beredte Sprache einer über alle Zeiten und Räume greifenden und darum in

hohen Wogen flutenden Handlung; in ihr sprach sein über die Welten hallendes Donnerwort, in ihr durchzuckte alle Himmel mit hellem Blitze der, wie Schopenhauer so heilig ihn nennt, unsterbliche Genius der Gattung.

War aber Mischung eingetreten, so konnte solche Durchschauung nicht mehr stattfinden. War die Mischung mit dem Schwarzen da, so fehlte der heilige Trieb zur Spiegelung im Sohne. Der Vermischte sah nicht mehr im Weibe die heilige Sohnesmutter, um dessentwillen der Akt der Liebe sakral war und ein Gottesdienst, er sah im Weibe nur noch den Widerpart zur Klärung seines Selbst als Person und Individuum, nicht mehr als Glied der Geschlechterkette. Weib war ihm jetzt Aufgabe, Anreiz, Gegenspielerin, Madonna, Teufelin, Verführerin, Leiterin; Weib war ihm Weg zur Charakterbildung, Kreuz bald, bald Freude; die Liebe ward Kult der Schönheit und Moral, ward zauberhaftes Spiel, ward närrisch machendes Demütigen.

Erste Erkältungen zeigten sich. Dann, wann vermischter Mann nach unvermischtem Weibe griff. Solches Weib wollte wohl, daß die Liebe auch Spiel sei, aber nicht Spiel allein. Durch das göttliche Spiel der raumlos schweifenden Kräfte sollte hindurchschimmern die göttliche Zeitlosigkeit. Reines Weib wollte fühlen, daß nicht ihm als Person allein Huldigung oder Züchtigung galt, sondern als Idee der Geistträgerin und Wesensgebärerin. Reines Weib wollte im verlangenden und anbetenden Blicke des Mannes noch das Leuchten sehen der vom Weibe als solchem abgekehrten, der göttlichen Mission der Wiederverkörperung hingegebenen Durchschauung. Reines Weib wollte, daß der liebende Mann durch es hindurchschaue ins Ewig-Weibliche; reines Weib fühlte sich beschmutzt durch den Blick, der nur der Person galt, die zu beglücken Lust war; reines Weib erkältete sich an solchem

Blicke und begann zu leiden und fühlte sich unverstanden. Den vermischten Mann aber befiehl Furcht, weil er das Weib nicht verstand, und er begann sich einsam zu fühlen.

Und es kam die zweite Mischung, die verhängnisvollere, die ostische, die gelbe. Es starb die Schau. Liebe hörte nicht nur auf, Wille zum Sohne zu sein, Liebe hörte auch auf, Wille zur Beglückung des Weibes zu sein; die Madonna starb, die Hure ward geboren. Der Mann sah nicht mehr hindurch bis zum Es, er sah nicht mehr bis zum Du; er sah nur noch sich. In seinem Blicke war keine Anbetung mehr, da war nur noch Verlangen, Gier. Gluten der Leidenschaften, die schön begleitenden Taktschläge ewiger Natur zu überzeitlichen und überräumlichen Sakralakten des unsterblichen Genius der Gattung, sie wurden zu geilen Brünsten. Nicht mehr entzündet an der göttlichen Flamme des Ur, begannen die Menschen die künstliche, kalte Flamme der Ich-Brunst zu hitzen durch Kitzel und Reibung, durch Sinnenreiz und Rauschtaumel. Und es flüchtete totkrank, ganz und gar abgestoßen, das reine Weib. Ekel erfaßte es vor dem Gebahren des umdunkelten Mannes; Heimwehsehnsucht war in ihm; große graue Einsamkeit lagerte rundum.

Ganz ebenso standen sich gegenüber reiner Mann und vermischtes Weib; hier wehe Einsamkeit und großes Grauen, dort quälende Furcht und lähmende Leere.

Da kam in all dieses Leid und seine lauten Betäubungen eine Religion des starrenden Pomps, der gleißenden Pracht; eine Religion, die den Seelenheimatlosen eine Heimat brachte: den Himmel mit Gott, den Einsamen eine Mutter und Brüder — die Madonna und die Heiligen und Seligen — und den Irrenden und Wirrenden feste Gesetze und Gebote, lenkende Priester und richtende Beichtstühle. Nie würden

Unvermischte, Durchschauende nach solch einer Religion gegriffen haben; für die Verirrten war sie Labsal und Trost.

Der alte Gott der Durchschauung, der Gott Liebe war verloren gegangen; dunkle Schleier hatten sich zwischen ihn und die Menschen gelegt; der Gott in den Brüdern, der Gott im Kinde, der Gott im Weibe war tot. Da griffen die Armen gerne in ihrer Not nach dem blinkenden Gotte der Hostie, da ließen sie sich in ihren Verwirrungen die Gesetzestafeln bringen, um ihr Leben darnach zu ordnen und Ruhe zu finden.

Waren so die Vermischten zu Ruhe und Macht gekommen, so gährte und wühlte in den noch Reinen, denen man diese neue Religion aufgezwungen hatte, weiter das Erberinnern an die alte Seligkeit der Durchschauung und Vergottung in der sakralen Liebe bis hinan zum Höchsten, zum Stiege über die Liebe weg in die Weisheit der letzten Sprossen der Geschlechter.

Und so ringt es sich denn empor ans Licht in Martin Luther, dem zerquälten Mönche, in dem Germanenblut der Selbstverantwortung wuchtet und brandet gegen den flügelverwundenden Kerker der Gesetzespein. Die Last der Plagen, die sein überfeinertes Gewissen tragen muß, das Ernst macht mit dem Messen des Ich an den gegebenen Gesetzen Jehovahs und das, echter Germane, sich unfähig weiß, diese als Ich jemals zu erfüllen, denn nur im Sohn, Enkel und Urenkel, so kündet dumpf das gefolterte Blut, wird einmal der Grad jener vom Gesetze geforderten Reinheit erreicht werden können, — die Last solcher Plagen vermag das redliche ernste Herz nicht mehr zu ertragen und wirft sie ab und beginnt mit dem Kampfe wider des Papstes Macht; in Wahrheit Kampf wider allen Gott von außen, in Wahrheit Kampf um den Gott des Ich, Du und Es.

Und siehe, niemand von denen, die er bekämpft, versteht seinen Kampf. Keiner hat ein Gewissen wie er, keiner hat Qualen durchlitten gleich ihm. Da fängt er an zu wüten und um sich zu schlagen und schafft Bahn der arischen Ketzerei am Christentume, dem Protestantismus, dem Widergeist zwar gegen so manches tiefsinnige Mysterium, aber doch! dem Heilmittel gegen das Ersticken der Reinen in den Qualen der Not und gegen das Verfallen im Gesetzestod der Buchstabenerfüllung. Schafft Bahn einem Heilmittel gegen chronische Krankheit und ist solcherweise Heiland; aber sein Heilmittel führt nicht zur vollen Gesundheit, und hier nun beginnt die schwere Tragik, daß der Protestantismus nicht erlöst von der Not; ja, daß er letzten Endes zur Brücke wird in eine noch größere Not, als es der Katholizismus ist. Der Protestantismus als Heilmittel hält nur eine Wunde offen, schützt nur vor der Vergiftung des ganzen Blutes, ist nur Amfortassein; läßt nur wach bleiben im Weh, heilt nur, aber heilt nicht aus, ist nur Reform, nicht Renaissance.

Darum die nie verstummenden Zweifel in Luther, dem Redlichen: Tue ich recht?

Ja, er tat recht, indem er den Bann brach, an dem wir erstickt wären. Aber die, die den Bannbrechenden erheben zum Schöpfer einer Dauerreligion, sie vergehen sich ebenso am Volke, wie die, die dieses Volk zurückführen wollen zur alten Kirche. Was ist die Gefahr, die uns vom Protestantismus als einer Dauerreligion droht und zu welchem Verhängnis führt er unser Volk? —

Hatte schon der Katholizismus das Vertrauen zwischen Mensch und Mensch, die Einheit von Mann und Weib gefährdet durch das Dazwischentreten des Priesters der Ohrenbeichte in jedes menschliche Verhältnis; hatte sein auf dem mosaischen Dekaloge gegründetes Schuld- und Verantwort-

lichkeits-, sein Sündengesetz das gesunde Ichbetonte Rasse-bewußtsein aufgehoben; war Haß und Zorn, Rache und Stolz, Selbstsicherheit und eigener Sinn gekreuzigt worden als ein Dunkles und Schlechtes, das nicht einmal als Schatten gelten durfte großen Lichtes, geschweige denn als gesunde Lichtkraft selbst, so hob der Protestantismus noch ein Weiteres auf, das arterhaltend und deutschbetont wirkte, die Kaste, die Gilde. Er wollte die geistige Freiheit aller; da Geist nicht zu sondern ist vom Leibe, wurde diese Forderung notwendigerweise umverstanden in Gleichmacherei, Gleichberechtigung, und aus der Freiheit wurden die Freiheiten. Mit der gewiß germanisch gut gemeinten äußeren Aufhebung der Ohrenbeichte war innerlich das zerstörte Einsgefühl des Menschen noch nicht wieder hergestellt und seine Neuanbahnung wurde vereitelt durch eine Überbetonung der Notwendigkeit gleicher Denkungsart, welche Überbetonung die Menschen hinderte, Überzeugungen zu bilden und zu erhalten. Statt dessen hielten sie sich auf bei Meinungen und Wortestreiten und nannten das und den ewigen Kampf bedauernd „anderen Geistes sein".

Wenn ein Frankreich, obgleich katholisch, zugrunde ging, im geistigen Sinne, an seiner Revolution, und wenn daneben ein Preußen, obgleich protestantisch, die in ihm viel lebendiger wirkenden Begriffe der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit n i c h t umsetzte in Umsturz und geistige Verrohung, so sagt dieser Gegensatz noch nicht aus, daß wir uns etwa irrten mit der Feststellung, der Protestantismus sei der Vater der geistigen Revolution. Er ist es: wir sehen es an dem Deutschland des einköpfigen Adlers. Daß Frankreich früher entgeistigte und gleichmachte, als wir, lag daran, daß es rassevermengter war und daß sein Katholizismus nicht das immer wache Streben nach Redlichkeit und Gerechtig-

keit in sich barg, welche Ventile, wie oben schon gesagt, dem Protestantismus eignen. Gemessen am letzteren, wirkt der Katholizismus immer heuchlerisch; aber vergessen wir es nicht; gemessen am altarischen Heidentum wirkt der Protestantismus seinerseits ganz ebenso. Ja, überall da, wo er Menschen vermanschter Rasse als Religion eignet, wirkt er verhängnisvoller noch als der Katholizismus, weil der letztere mit seinem betonten Herrenstandpunkte die Masse in Zaum und Zucht hält, was der Protestantismus als solcher nicht zu leisten vermag, weshalb er stark dasteht nur in Ländern mit einer noch rassisch ziemlich unverfälschten Adelsoberschicht. Ein solch protestantisches Volk ist dann noch zuchtvoll, aber durchaus nicht wegen, sondern trotz seinem Protestantismus. Es wäre ganz ebenso, wäre es katholisch; ja, es stünde vielleicht kulturell höher, wenn auch sicher zivilisatorisch niedriger.

Das Streben, wesentlich zu sein, der Wunsch, den Körper und die Kleidung, den Rhythmus, das Gebaren, die Arbeit und die Ruhe Spiegel und Abglanz sein zu lassen der Seele, dies uralte Heilsgut erhält uns wach der die Wunde offen haltende Speer, der Protestantismus. Ihn aber nicht durchschauen gleich dem Katholizismus, das heißt: dahinsiechen und nie mehr zu Kraft kommen. Und das um so mehr, als ein drittes Todesringen uns auferlegt ward zur Wiedergeburt: die Auseinandersetzung mit der Judenemanzipation.

Daß die Judenemanzipation selbst ein Werk des Protestantismus ist, diesen Vorwurf können wir jener Religion nicht ersparen. Der Katholizismus mag willentötend gewirkt haben; der Protestantismus aber wirkte instinkttötend. Er gestattete allen das Mitdenken und förderte so das Anempfinden. Die Vermischten, die den Juden nicht mehr aus Instinkt ablehnten und die mit dem Brusttone der Überzeu-

gung nicht müde wurden, zu rufen: die Juden sind doch auch Menschen, sie konnten sich Gehör und Geltung verschaffen. Die Abhängigkeit der Landesfürsten, die im Protestantismus zugleich Kirchenfürsten waren, von den Juden, sie tat das ihre dazu; auch war der im Protestantismus wachsende Rationalismus der jüdischen Art zu denken durchaus gelegen und ließ die geistigen Juden rasch Boden fassen im protestantischen Liberalismus. War der Protestantismus auch ein Versuch, den Judengott in seiner Starrheit zu zerbrechen, so hatte er doch gleichzeitig in verhängnisvoller Weise durch die Verwerfung der himmlischen und irdischen Hierarchie den Minderrassigen Tür und Tor geöffnet zum Überwuchern der geistigen Welt mit einem hohlen, gleißenden Intellektualismus. Und so ging denn die Entwickelung wie folgt:

Der Katholizismus verweiblichte die Männer durch Abtötung der trutzigen Manneseigenschaften, der Protestantismus vermännlichte die Weiber durch die Schaffung der Gleichwertung, Verbrüderung und Verschwisterung Aller, und die Durchsickerung unsrer Rasse mit dem Blute und Geiste der Juden schenkte uns die geschlechtlichen Neutra, die Menschen, die nicht Mann noch Weib sind und auch nicht beides in einem. Und hatte der Katholizismus den Gott des Alls zum: Ich bin der Gott, den Du hören sollst, umbetont, und hatte der Protestantismus diesen Gott vom Altarschreine herabgeholt und ihn der Weihglanzmysterien entkleidet, alle auf Du und Du mit ihm stellend, den guten Vater über den hohen Herrn und den guten Herrn Jesus über den göttlichen Heiland setzend, so bescherte uns das Judentum einen errechneten Gott mit Hilfe des klugen Spinoza, welcher, wie Schopenhauer drastisch sagt, „Gott auf eine höfliche Weise den Abschied gegeben hat", indem er Gott und Welt wie die

Glieder einer Gleichung beliebig miteinander identifizierte und in einander tauschte. Gott als Alldurchdringer verflüchtigte sich mehr und mehr; er war höchstens für das Gefühl noch dagelassen als ein Ruhekissen in lähmenden Einsamkeiten; die Phantasie klammerte sich an ihn, wenn die Langeweile einer Einsamkeit aus Zufall, Ekel oder Laune den Menschen übermannte; und er war ein Stab und Stecken für quälende Furcht vor Alter, Tod, Rätsel, Pein, Grausen. Das Denken hielt ihn dann fest mit der Logik der mittelalterlichen Scholastik: etwas mußte da sein; also war Gott da. Amen.

Wir hatten unseren arischen Allgott uns entrücken und von uns abtrennen lassen durch den Katholizismus, wir hatten ihn verweichlichen und zerdenken lassen durch den Protestantismus und er ward uns erstarrt und getötet und zur Schablone eines Anfangs- und Endvikariates gemacht durchs Judentum.

Was ist der Jude? das Judentum? Niemand von heute weiß es. Das ist das Furchtbare, soll und muß man bekennen und soll und will man den bekehren, den man als göttlich fühlt und als verschlackt sieht, den, der Thomas ist der Zweifler, weil er den Pulsschlag seines eigenen Wesens nicht mehr zu fühlen imstande ist.

Furchtbar ist es, solchen Menschen gegenüber, daß man nicht weiß, deshalb, weil viele von ihnen verloren gehen, ehe sie zum Kerne ihres Wesens kommen. Wenn er in ihnen erwacht, sind sie bereits dem Juden für immer verfallen. Wenn wir aber auch nicht sagen können, wer der Jude ist, wir dürfen dennoch nie erlahmen, aus unsrem Urgefühl heraus wieder und wieder in den Andern zu wecken das Empfinden dafür, daß „Judesein" heißt: Totsein. Nicht spricht aus solchem Urteil blinder, fanatischer Antisemitismus, der ebenso übers Ziel geht in seinem Namen, wie der Protestantismus

und der Katholizismus in den ihrigen. Wie der Katholizismus mit dem Ansichreißen des Begriffs „Allgemein" politisch wurde und daran sich vergiftete; wie der Protestantismus durch den Fluch seines Namens im Rationalismus und Kritizismus sich totspaltet, so verkrampft sich die antisemitische Abwehr im Hasse gegen den Juden als solchen und muß zur Strafe dafür im Haßgifte sich selbst zerfleischen. Wir haben nicht uns zu richten gegen die Juden als solche allein, sondern gegen das Judaische, wie Renatus Ram (Köthner) es uns zeichnete. Eine geläuterte Rasseforschung wird, zunächst den Juden als solchen erforschend, schon hier große Unterschiede zu machen haben. Sie wird zu unterscheiden haben zwischen „Vaterjuden" und „Mutterjuden", zwischen moralisch toten und geistig toten Juden. Die Blutforschungen, die eine seltsame Verwandtschaft zwischen negroidem und arischem und eine absolute Gegnerschaft zu mongoloidem Blute feststellen, werden hier wohl aufklärend einspringen und uns wahrscheinlich das Verhängnis des Mongoloiden als das Mene Tekel alles Judeseins im Sinne des „Vaterjuden" zu offenbaren haben. Von diesen zu ewigem Dauermenschentum verdammten, infolge ihrer Wesensniedrigkeit für Wissende und Wache leichter erkennbaren Juden wird die geläuterte Rassenforschung zu sondern haben den „Mutterjuden", der viel schwerer für uns zu durchschauen ist. Dieser Mutterjude, Nachkomme teils der Legionäre, die nach der Tempeleinäscherung jüdische Weiber in die Heimat verschleppten (angeblich die Urväter der Juden in der Rheingegend) und der Wangionen, die sich mit jüdischen gefangenen Weibern paarten (Juden zwischen Worms und Mainz), Nachkomme ferner der Judenproselythen der griechisch-römischen Epoche und des mittelalterlichen Ungarn; endlich der schwarzen Juden Indiens; dieser „Mutterjude" trägt in sich die Sehnsucht und Hoffnung

auf Erlösung vom Judesein; obgleich er aber frei sein möchte von der Bindung ans Jüdische und letztlich, rein dem Charakter nach, auch frei davon ist, kann er doch dem Geiste nach nie das Jüdische verleugnen. Er kann zwar aufklären, aber nie führen, denn seinem Geiste mangelt die Jungfräulichkeit, das Kindliche. Er „weiß" zuviel; die mitreißende Unschuld des Führers geht ihm ab. Ein geläuterter Antisemitismus wird lehren, diesen „Mutterjuden" zwar anzuhören, nicht aber, ihm nachzufolgen, nicht, aus Mitleid, das er so gut für sich zu erwecken versteht, ihm Macht zu geben und nicht die von ihm mitleidvoll begönnerten Artgenossen samt ihm in den Kreis arischer Freunde aufzunehmen. Immer nur kann der „Mutterjude"über des Vaterjuden Verworfenheit, der „Vaterjude" über des Mutterjuden ohnmächtiges Altklugsein Wertvolles uns mitteilen; uns selbst moralisch oder geistig zu fördern, das vermag kein Jude.

Die geläuterte Rasseforschung, der zum Asemitismus wiedergeborene Antisemitismus wird sodann, an Hand der Erkenntnisse über Vater- und Mutterjude, erbarmungslos ins Gericht mit einem Jeden von uns gehen und das Judaische in uns herauszuschälen haben; sei es mongoloides Vaterblut, das die damit Behafteten zu „weißen Juden" zu stempeln scheint, sei es mongoloides Mutter-, negroides- oder Mutterjudenblut, das die damit Beschwerten zur Untauglichkeit als Führende stempelt. Antisemit sein, wird dann heißen, in erster Linie Kämpfer sein gegen den Juden, in zweiter gegen alles Verjudete.

Nur der hohe reine Arier ist zur Führung in diesem Kampfe berechtigt. Er nur besitzt das im Sonnengeflechte seine Wellen schlagende reine Urgefühl noch ungetrübt, er nur kennt den Juden und den Verjudeten. Er allein ist Totenspürer. — Lehren läßt sich das Totenspüren nicht.

Totenspürer — ein seltsames Wort. Kann man Totes spüren? Ja, wenn es mittinne steht in Lebendigem als ein Nicht-Lebendes. „Jüdisch" sein heißt tot sein; „verjudet" sein heißt: tote Stellen am Leibe, am Geiste haben. Wieviel wir auch sprechen von der Judengefahr, von ihren geheimen Verschwörungen, von ihren Plänen zu unsrer Vernichtung: es ist alles, alles nur Bild und Gleichnis; nur ein Tasten zu dem hin, was wir nicht wissen. Wenn Trebitsch vom Sekundären spricht, wenn Chamberlain von der durch stete fremde Blutzufuhr ermöglichten Fortzüchtung einer Bastardrasse uns kündet, so ringen sie beide um das Darstellen dessen, was sich nicht, noch nicht, ins Wort einfangen lassen will und darf: um des schaurigsten Wunders begriffliche Darstellung: die Weiterzeugung von etwas Unlebendigem, etwas Totem. Wir sind schlechterdings noch nicht weiter als bis dahin gekommen; die Zeit ist noch nicht da; wir können nur in der Verneinung sprechen: wir können nur sagen: unlebendig.

Wenn der arische, hochrassige Mann mit dem Blicke und Gesichtsschnitte des Adlers, dem Trutzwillen des Kämpen und dem weichen Herzen des Kindes die dienende Japanerin, die ihm, Frucht toller Tropennächte, eine Tochter geschenkt hat, schwarzen Haares und Auges, einbiegsamer Fußgelenke und spatelgekanteter Fingerchen, wenn er die, arisch treu und tragisch gut, mitsamt dem Kinde heimnimmt in den Norden, so steht im Blicke der Augen dieses Halfkastkindes, geweitet am nordischen Himmel, das Sterben der zerrissenen Seele. Das S t e r b e n! Wir sehen es in innigem Mitlieben und Mitleiden, wenn wir Künstler sind. Hier ist ein Bastard, der stirbt, einer, der sich zu Tode lebt, einer, dessen Seele das Leben durchweint, das er nur sterben, nicht leben darf.

Aber anders ist der „Jude". In ihm stirbt es nicht, in ihm ist es — t o t.

Was heißt tot? Tot ist gestörter Kreislauf. Wenn der Mensch zur Leiche wird, so entstehen im Leichname neue kleine Kreisläufe der Zersetzung. Viele neue Lebensherde bilden sich. Tot ist nur, gestört ist nur der große geschlossene, der wesentliche Kreislauf Mensch.

Was heißt „Jude“ sein? Es heißt: Kein Kreislauf sein. Es heißt nicht nur: verschlackt sein; es heißt, mit abgerissenen Kontaktfäden dastehen und vom Instinkte zum Willen und Intellekte keine tönende Säule haben.

Und ihn, ihn, den Toten, haben wir frei gemacht, unsern Leib und unsern Geist zu lenken auf allen Gebieten des Lebens und Strebens. Ihm erlauben wir, uns den Gott „Es“ zu predigen und den Menschen, der weder Mann noch Weib ist, als Höchstes hinzustellen.

Aufhorcht der aufmerksam Lauschende? Klang nicht durch alle Seiten dieses Buches der Wunsch, vom Ich zum Du und von da zum Es, zum All durchzudringen; ward nicht wieder und wieder gesagt, nicht Mann und Weib, sondern Mensch sollten wir sein?

Ist da nicht der Jude uns Führer? Ist das Christentum nicht Weg zum Alljudentum, nicht Weg zur Erlösung? Hat Martin Buber nicht recht und die um ihn? Nein, sie haben nicht recht, denn ihre Weisheit strömt allein aus der Welt der Begriffe, nicht aus der der Ideen und ist deshalb tot an sich.

Begriff und Idee; Schopenhauer hat die beiden einander in klassischer Klarheit gegenübergestellt.

Die Idee wird geboren aus dem Schoße der Urmütter; die Idee wohnt uns im Sonnengeflecht; der Begriff wird im Kopfe allein geformt. Was der Jude sagt und meint vom Gottneutrum und vom Menschenneutrum, ist Begriff allein. Denn in des Juden Auge hat die Natur hineingeschrieben:

„Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen". Die Idee des Es-Gottes und die Idee des ungeschlechtlichen Menschen ist etwas ganz anderes; sie ist Essenz, ist Wesenskern dessen, was sich in der Erscheinung in Zeit und Raum entfaltet. Ist nicht etwas Errechnetes, nicht etwas, wozu man kommt nach Abstreifen des Zufälligen und Unwesentlichen, nach Weglassen des Unnötigen, sondern sie ist das immerdar Geborene, immerdar Gezeugte, immerdar von innen nach außen Strömende.

Worte ertasten es; der es in sich trägt, versteht und hat.

Dessen, daß man es hat, gewiß zu werden und dieses Haben zu stählen, dazu muß der Edelmensch hindurch durch die Brandungen und Riffe des Katholizismus, Protestantismus und des Judentums, um abzustreifen den Jehovah und herauszugebären den Krestos. Ein Kreuzesweg ist das durch tiefste Nacht der Gottlosigkeit, Heimatlosigkeit, Friedelosigkeit, Verständnislosigkeit. Und kein Stern erhellt diese schwarze Nacht deshalb, weil die, die miteinander auf dem Wege sind, diese Nacht zu überwinden, einander für Feinde halten und einander bekämpfen.

Um wenigstens dieses um ein Kleines zu vermindern, wollen wir die metaphysische Bedeutung der beiden Geschlechter gegeneinander im Folgenden abwägen. Möge dabei mancher im Feinde einen Freund erkennen! Dann sind die folgenden Zeilen nicht umsonst geschrieben! —

Der große Kant hatte Metaphysik, also das Erkennen des jenseits, hinter der Erscheinung liegenden, für eine Unmöglichkeit erklärt deshalb, weil unser menschlicher Erkenntnisapparat uns nur Erkenntnisse vermitteln kann, die innerhalb der Erscheinungswelt sich befinden.

Schopenhauer war es, der, wie er selbst sich ausdrückte, durch Verrat die Festung öffnete und den Weg zur Metaphysik frei

machte im Lauschen auf die Gesetze der inneren Erfahrung, deren Gesamtheit ihm den Schlüssel zu den Welten über den Dingen in die Hand drückte. Eines nur blieb ihm als Wunder stehen, der Trieb zur Verneinung des Willens; diesen Teil der Metaphysik wollte er als ein Unerklärbares stehen lassen und tat solches auch in seinen Werken, nicht aber in den Briefen des Alters. In denen an seinen bedeutendsten Schüler Becker findet sich die über sein Werk hinausgehende Stelle: „Gesetzt, Sie hätten recht ... dann wäre die Welt ein mit Notwendigkeit sich vollziehender Läuterungsprozeß des Willens.“

Mit diesem Satze hat Schopenhauer sein eigenes Werk gekrönt und über sich selbst hinaus die Wege gewiesen, die wir zur Entschleierung des Rätsels der Welt zu beschreiten haben.

Wenn die Welt ein mit Notwendigkeit sich vollziehender Läuterungsprozeß des Willens ist, so ist es der tiefe Sinn, der in der Liebe ruht, durch immer neue Verbindung mit einem andersartigen Verstande den unzerstörbaren Lebenskern des alten Geschlechtes zu läutern und zu verfeinern. Klarer als im Sohne schält sich im Enkel, klarer im Urenkel die Wesensart heraus, wenn heilig, d. h. aus dem ganzen Wesen strömend, die Frau gesucht, geliebt und getragen wurde, deren Eigenart dem Geschlechte auf der bestimmten Stufe nottat.

Des Mannes metaphysische Bedeutung ist also, den Wesenskern der Urväter durch die Hilfe des von ihm in Liebe erkannten Weibes im Sohne zur klaren Entfaltung zu bringen; die metaphysische Bedeutung des Weibes liegt in der willenlosen, dienenden Hingabe an den werbenden Mann. So gesehen, kann weder von einem herabziehenden Einflusse des Weibes, noch von seiner minderen Bedeutung die Rede sein; diese Begriffe konnten erst entstehen im Rassen- und Kastenchaos. Dem widerspricht nicht, daß diese Worte metaphysisch

Geltung haben, da ein Läuterungsprozeß mehr ist als eine Verfeinerung durch das stete Schreiten nach oben allein, also nicht nur ein Stieg auf einen hohen Berg, wobei die Luft, je höher wir steigen, feiner, reiner wird; sondern es liegt im Worte Läuterungsprozeß eingeschlossen das Fegefeuer eines reinigenden Brandes, das Schreiten in dunkele Tiefe zum Klärungsbade vor dem Gange in die lichte Höhe. Dieses Fegefeuer ist die Vermischung und in ihr gibt es unzählige Verzerrungen: Männer, die sich nicht zur Höhe ziehen lassen wollen von ihren Frauen, sondern in Brunst verweilen, statt zur Liebe sich zu läutern; und Frauen, die dem Zielstreben der Männer kein Verstehen entgegenbringen, sondern die Hochgemuten am Boden festhalten mit Tand und Flachheit, Spiel und Schmollerei. Woher es kommen mag, daß auf das Herabziehende des Weibes immer wieder mit Fingern gewiesen wird, und daß das Herabziehende des Mannes so selten zur Sprache gebracht wird?

Es scheint etwas von der Scham der gefallenen Brahmanin in Frauen zu wohnen, die sich unedlem Manne zu eigen gegeben haben. Sie schweigen mit seltenen Ausnahmen und tun gut daran, denn wenn sie davon reden, finden sie ein Gefolge kläglicher Männchen, die gezüchtigt werden wollen und vor denen die Priesterin Grausen ankommen mag.

Anders liegt der Fall da, wo der Mann nicht die Gefährtin gleicher Höhe sich zugesellt. Er hat damit noch nicht notwendigerweise einer metaphysischen Aufgabe geschadet und fühlt sich darum auch nicht so schuldig wie das Weib in gleicher Lage. Frei spricht er darum darüber, wie sehr sein Weib, das vielleicht seinen Kindern einen klugen Geist mitgeben mag, menschlich ihn herabzieht. Zu diesen Einzelfällen tritt dann der leider heute nahezu Allgemeinfall gewordene frigide Zustand des Weibes, der das Weib hysterisch, kindisch,

eigensinnig, unberechenbar macht, ihm also alle minderen Eigenschaften zugesellt, die es schwer ertragbar und wenig achtbar machen.

Endlich tritt hierzu noch der im Konstruktiven liegende Gegensatz: der Mann ist Zielstreben, ein Schreiten zur Höhe; das Weib ist Maß, ist Umkreisen. So wirkt das Weib leicht niederhaltend; es scheint stehen zu bleiben, indes der Mann aufsteigt, es hält den Hochfliegenden fest an der Erde, bannt ihn in den Blütengarten der Wirklichkeit, hemmt seinen strebenden Willen, hütet ihn vor Irren und Wirren. Wir sehen also, das Wort vom „niedrigen Weibe" ist nicht immer ein Schandmal; ja, es kann ein Zeichen von Größe sein, denn daß das Weib den edeln Mann an der Erde festhält, ist meist nur gut. Ganz besonders gut dem Manne des ungestümen Wollens und schwachen Könnens, dem Schwärmer, dem Träumer, dem, der überfliegen will, was er durchschreiten muß und übertrumpfen, was erobert und durchackert sein sollte.

Tragen wir Frauen also das Brandmal des Herabziehenden in lächelnder Ergebenheit, so es nur ist das Abzeichen und Mal unsrer gottgewollten weiblichen Eigenart, den Träumer Parzival, den ewig unverständigen Mann, das große und edle Kind hinzustellen und festzubannen im Irdischen! — Unser ist die Pflicht, Feindin des Mannes zu sein, ihn festzuhalten im Sohne zu seiner Läuterung, damit er keine Lebensstufe überfliege und ein Geistiger etwa werde ohne Leib, ein Prediger ohne Saft und Kraft, ein Fanatiker ohne Einsicht, ein Stürmer ohne Zornesmut, ein Kämpfer ohne Waffen! —

Zweierlei Schöpfung steht nebeneinander im rätselvollen Buche Bibel: die eine aus der Rippe Adams, die andere, gleichwertige: „und er schuf sie, ein Männlein und ein Weiblein". Tiefer Sinn ruht in dieser Doppeldarstellung.

Was aus der Rippe geschaffen ist, bereitet dem Manne Entbehrung, Schmerz. Erst dann tritt Ruhe ein, wenn der Mann des Weibes nicht mehr bedarf zur Spiegelung im Sohne, wenn seine Laufbahn durch der Geschlechter Kette am Ende ist, und er, letzter Sproß, im Werke allein sich vergöttlicht und den Brüdern Mensch sich eint.

Neben dieser, das Ding an sich, den ewigen Kern im Auge behaltenden Ordnung der Geschlechter, hier also einer Unterordnung des Weibes im Dienste der Gattung, steht das andere Bild der beiden Gleichgestellten, das Bezug hat auf die Ordnung in der Erscheinungswelt als solcher.

Mann und Weib, als gestillte Wesen geschaut, also nicht in Leidenschaft nach einander verlangend, stehen gleichwertig da. Das Weib dem Manne beigeordnet als Gefährtin, die Geist löst, Verstehen lehrt, Form bildet.

Nur wo diese Doppelordnung voll gewahrt bleibt, ist der metaphysische Sinn der Geschlechter erfaßt.

III.

Wir haben in den beiden vorangegangenen Teilen des Buches gesehen, daß langsam, stetig, im Laufe der Jahrhunderte der germanische Mann seine hohe Geschlechtswürde eingebüßt hat. Er vergaß infolge der Abirrung von seiner Höhe durch Vermischung der Rassen zunächst seiner metaphysischen Aufgabe, im Sohne sein Ebenbild in geklärterer Form zu gestalten und er sah dabei nicht mehr im Weibe, das hierzu Werkzeug ist, etwas heiliges. Durch weiteres Absinken verlernte er auch, etwas liebliches, hilfloses, der Beglückung harrendes im Weibe zu sehen. Hatte das Sakrale der Liebe aufgehört, so verschwand nach ihm auch die Liebesfreude und Liebeskunst. Der Mann fragte nicht mehr danach, ob das Weib Beglückung empfand bei der Vereinigung; die Beglückung des Weibes ward ihm nicht mehr notwendig zu seinem eigenen Glücksempfinden. Und so entartete denn die Vereinigung der Leiber zu einer reinen Brunstangelegenheit (und das nicht nur in den niederen, sondern auch in den hohen Kasten), in der der Mann Entspannung körperlicher Verkrampfung suchte und fand, indes das Weib leer ausging.

Worin liegt der Grund, daß der Mann allein zum genießenden Teile wurde? Er liegt zunächst darin, daß das Weib sich abgestoßen fühlte von nicht mehr heilig, sondern nur noch brünstig forderndem Manne. Hierzu trat noch das Folgende: Die Verminderung der reinen natürlichen Genußfreude forderte andere, kostspielige Freuden, infolgedessen trat Überfeinerung der Zivilisation ein; die Lebensbedingungen

wurden erschwert, das Heiratsalter wurde hinaufgeschoben, und hierbei wurde infolge des zu langen Wartens auf Erfüllung des Geschlechtswunsches das weibliche Geschlecht seiner Natur gemäß trotzig und herbe, das männliche haltlos und geil. Im Liebesgenuß verloren die Männer die Kraft zu Zucht und Zurückhaltung, und die Frauen waren zu verkrampft, um sich zu lösen und sich an die Entspannung hinzugeben. Entarteten so die Weiber, indem sie zu kalt und die Männer, indem sie zu brünstig wurden, so entartete der Mann weiterhin dadurch, daß er seiner metaphysischen Aufgabe vergaß. Er wählte nicht mehr nach den hohen Gesichtspunkten, die klügste Mutter zum Bilden des Verstandes der werdenden Kinder und zugleich die reinste und feinste zur Erziehung der Gewordenen und Leitung seiner selbst zu finden, er schaute nur auf Jugendschönheit, Gepflegtheit, Eleganz, auf stolzes Auftreten und auf äußere Kunstfertigkeiten, die geeignet waren, ihn zu ergötzen; auf alle jene Eigenschaften der äußeren Form also, die eine Frau gesellschaftlich auszeichnen und den eitlen Besitzer beneidet werden lassen im Kreise seiner Bekannten. Der Mann verlernte es, schlichte Häuslichkeit, bescheidenes Wesen, demütiges Verhalten zu würdigen. Er vergaß, daran zu denken, daß die besten und zur Liebe geeignetsten Frauen leicht entarten; er konnte und wollte es sich nicht zutrauen, ein sonnendurstiges Kind aufblühen machen, ein müde gewordenes erfrischen zu können. Er wollte nicht Gärtner sein noch Pfleger und Lenker, er wollte nur reife Frucht und hohe Schönheit einernten und er machte sich nicht klar, daß hinter höchster Schönheit sehr oft Kälte und hinter reiffster Frucht ein rasches Welken wohnt und lauert. Zu sehen, daß gerade die seelisch geringerwertigen Frauen die von Männern heimgeführten waren, stärkte nicht in den edleren Frauen den Willen zum Lieben, sondern erkältete sie,

machte sie scheu und mutlos und vor der Zeit alt. Größer als in den kälteren Schwestern war allezeit in ihnen das Sehnen nach Erfüllung; tiefer ging die Enttäuschung über Untreue und Verrat, aber ängstlicher nur versteckten sie berechtigte Wünsche, stiller nur wurden sie und trauriger, denn sie fürchteten sich davor, zum Schaden auch noch den Spott zu haben, bemitleidet, belächelt zu werden, wenn sie mit dem, der sie verschmähte, werbend haderten. Dem Manne aber entgingen auf solche Weise die Besten aus dem Blickfelde, dem Volke gingen die edelsten Mütter verloren, indes eine Schicht der genießenden, der selbstherrlichen Frauen zu Ehren kam, die die Mutterpflicht und die Gattentreue nicht als ihr höchstes Ziel empfanden, sondern die sich und ihren Männern schon vollauf genügten, wenn sie „schön" waren, worunter verstanden wurde: das Festhalten um jeden Preis und in vollkommener Rücksichtslosigkeit an einem tadellosen „Format". So entarteten Männer und Frauen im Rassen- und Kastenchaos.

Hand in Hand mit diesem Abstiege vom Gipfel des reinen Liebeserlebens gingen im Laufe der Jahrhunderte die Wandlungen der religiösen Formen, die die Fortpflanzung ehedem segneten, später dahin sich wandelten, sie zu heiligen, noch später, sie nur einzuräumen. Indes in katholischen Ländern die kinderlosen Eheleute mindestens noch verachtet sind, gehört es in den protestantischen beinahe schon nicht einmal mehr zum „guten Ton", Kinder zu haben. Eine wachsende Verachtung des Zeugungsgeschäftes, eine zunehmende Verfeinerung der Ehe, nur als Gemeinschaft zweier Menschen, ohne Rücksicht auf die Pflicht zum Sohne, ja, mit möglichster Einschränkung leidenschaftlicher Gefühle unter Betonung reiner Kameradie und Verherrlichung nordischer Kühle macht sich breit. In zunehmendem Maße wird hierbei die Frau die Herrschende, die Tonangebende. Sie, die von Natur der Liebe

mehr bedarf als der Mann, ist durch das geschilderte Absinken um die Liebesfreude gebracht worden, indes der Mann, der von Natur der Liebe weit eher entraten kann, ihrer mehr als ihm gut war, teilhaftig wurde, weil er in seiner Hilflosigkeit trachtete, durch häufigen Genuß eine Leere auszufüllen, deren Ursache ihm verborgen blieb. Durch dies Mißverhältnis wurde der grobe Mann verwildert und der feine Mann verweichlicht, die Frau aber durchgängig gestählt, vermännlicht. Denn es ist ja klar; da die Frau ihr notwendiges entbehren lernte, erzeugte sie in sich außerordentlich große Dulderkräfte und stärkste Fähigkeit zur Selbstüberwindung.

Da zu einer Wiedergeburt des stärksten Teiles des Volkes es bedarf, um Wandel zu schaffen, so sind die Frauen aufzurufen, die neuen Wege zu weisen, um uns vor voller Entartung zu bewahren, nicht als Herrschende jedoch, sondern als Erlösende, als Heilende. Der Erlöserinnen Aufgabe ist es, die Männer wieder stark und männlich zu machen und Zucht und Würde in ihnen wieder zu wecken, um sodann, sie selbst, zurückzufinden in ihr ureigenstes Element, das der Weichheit und Hingegebenheit, ja, sprechen wir es aus, Hilflosigkeit. So betrachtet, ist die Aufgabe der Frau schier unlösbar. Sie soll beinahe zu gleicher Zeit hart und weich, versagend und schenkend, herrschend und dienend sein. Sie kann diese Doppelaufgabe nur erfüllen, wenn sie den Willen hat zu vollster Erkenntnis, den Willen zur Liebe und den Willen zum Opfer.

Klare Erkenntnis ermöglicht ihr, mit wenig Worten — viele Worte töten alle Liebe — überzeugend ihre Forderungen, ihr Versagen, ihr Geben verständlich zu machen.

Wille zum Lieben schafft ihr die Möglichkeit, sich rückzuentwickeln zur Weiblichkeit, trotzdem sie beinahe männliche Lehrerin des Mannes sein muß.

Wille zum Opfer läßt sie heiter, sonnig und gütig bleiben auch da, wo sie ob ihrer Worte als Predigende und ob ihrer Haltung als Kokette mißgedeutet und angeprangert wird. Sie wird sich, ihr persönliches Glück und ihr Geachtetsein opfern, um ihren Töchtern und Enkelinnen den Weg zu Glück und Sieg frei zu machen und dadurch die Wiedergesundung der Heimat zu gewährleisten.

Es gilt also, nun zunächst klare Erkenntnis zu erlangen; wir haben angebahnt die Erkenntnis der Eigenart von Mann und Weib und die Erkenntnis dessen, wodurch und wie Mann und Weib von ihrer Idee sich entfernt haben. Verlorenes Ingefühl ist die Ursache unserer Entartung. Nicht anders kann es zurückerworben werden, als durch klare Erkenntnis. Der reine, unvermischte Mensch hat nachtwandlerisch sicher gefühlt, was Liebe sei, hat Liebe bis in die letzte und tiefste Schwingung heilig und groß erlebt; ist dies sichere Gefühl uns verloren gegangen, so gewinnen wir es nicht wieder durch Anempfinden eines gut beschriebenen, reinen Gefühles, auch nicht durch den Willen zum reinen Fühlen und strengste Konzentration auf dies Wollen, sondern wir müssen den Weg gehen, durch Erkennen dessen, was das Liebesempfinden sei, wie es entstehe, wie es sich steigere und wie es versiege zu Wiedererstehen, ganz einfach zu begreifen und zu erfassen, was das ist, was uns verloren ging und ob das, was hie und da noch dunkel in uns schwingt, das Liebesgefühl sei oder nicht; wir müssen durch solch Erkennen lernen, es bewußt festzuhalten und wieder in uns auszubilden.

Der angehenden Sängerin erklärt der Lehrer die Anatomie der Stimmwerkzeuge, lehrt sie bewußtes Atmen, erläutert ihr die richtige und die falsche Stimmbildung. Dann lernt sie das, was sie unbewußt bald konnte, bald nicht konnte, das Singen, meistern und beherrschen als Kunst. Und es

kommt ihr der Tag, da sie der Regeln nicht mehr zu gedenken hat, da sie ihr Ingefühl frei ausströmen lassen kann in der geschulten Stimme und da kein Gedenken an das Gelernte den Schwung ihrer Seele hemmt.

Ganz ähnliches will die Liebesschule leisten. Wie der Gesanglehrer den Schüler nur von Hemmungen befreit, so auch der Liebeslehrer. Wie er Erklärungen nur gibt, um den Ungehemmten die freudige Gewißheit zu geben, daß er auf rechtem Wege sich befindet, so will auch die Liebeslehre nur erklären, um Gewißheit, Sicherheit, Ruhe zu erzeugen. In diesem Sinne mögen die nun folgenden Worte aufgefaßt werden! —

Was ist der physiologische Vorgang des Liebeserlebens? — Das Liebeserleben ist Innewerden des Blutrhythmus, die Offenbarung des Temperamentpulsschlages, das Erleben des Dichtigkeitsgrades des eigenen Wesens und seiner engen Verwandtschaft mit dem des Geliebten. Wir wollen das Liebeserleben ein Blutspiel nennen; ein Spiel, in dem wir die Gesundheit, den Gehorsam, die Schwungkraft des Blutes nachfühlen und in dem wir uns unsrer individuellen Prägung selig bewußt werden können. Das Wesen dieses Blutspieles besteht darin, daß, vom Willen zum Leben diktiert und vom Intellekte gestattet, das gesamte Blut mehr und mehr nach innen „atmet", um dann nach außen zu kurven. In diesem Blutspiele, besser gesagt, diesem Blutstauungsspiele, empfinden wir bewußt unsern gesamten Blutkreislauf. Wir erleben, wie in einer wachen Durchschauung aller unsrer Adern, jeden einzelnen Blutstropfens wundersam zitterndes Strömen nach dem Herzen und wir fühlen wieder eines jeden einzelnen Fluten in die feinen Aderverästelungen der herzfernsten Zellen unsres Körpers. Und wir nehmen, in Verdoppelung des Genusses, gleiche Seligkeit im Geliebten wahr und erleben in

der Verschmelzung die Gewißheit einer einzigen Naturkraft und Gesundheit.

Man hat das Liebeserleben einem elektrischen Schlage verglichen und hat damit das prickelnde Gefühl, das dem Liebeserleben beim Innewerden der Blutbewegung wesentlich ist, gut gekennzeichnet. Der elektrische Schlag ist jedoch zugleich vom Schmerz begleitet; man fühlt das Erschrecken und Widerstreben des plötzlich zum Selbstinnewerden geweckten Blutes. Dieser Schmerz, das Fremde, das Erschreckende, fällt beim Liebeserleben weg, denn hier will ja das Blut sich selbst erleben; es wird nicht aufgeschreckt, noch gejagt, es ist bereit zum Weckespiel und freut sich darauf, es harrt der Steigerung und wird immer bewußter seiner selbst, je mehr es nach innen strömt und es wallt bei dem Gipfelpunkte der Spannung selig auf, um dann ebenso bewußt nach außen zu strömen, wie es sich nach innen zusammenschütterte.

Wie im Spiele mit Ball oder Reif oder bei Haschen und Verstecken im Anschlag frohgemute Menschen kindlicher Artung ihrer Elastizität und Kraft sich bewußt werden, so erlebt im Blutspiele der Liebe der Mensch seine Befähigung, den Beweis seines lebendigen Rhythmus sich zu erbringen.

Im befreienden Zorne, in der belebenden Freude ist uns ein weiterer Vergleich zum Blutspiele gegeben. Im Zorne und in der Freude fühlen wir den Blutstrom, wie er zum Herzen geht und vom Herzen kommt. Während wir jedoch im Zorne nur den vom Herzen kommenden und in der Freude nur den zum Herzen gehenden als tatsächliches Glück erleben; während im Zorne der erste Weg schmerzhaft, in der Freude der zweite ein wenig öde ist, so sind im Blutspiele der Liebe beide Wege gleich schön und der Wendepunkt ist eine ruhvolle Wonne, da er weder Befreiung von einem Schmerze, noch Verabschiedung eines Glückes einleitet, sondern nur der Gipfel

ist zwischen zwei seligen Gängen. Was Spiel ist im Vergleich zu Arbeit im allgemein körperlichen Sinne, nämlich glückseliges Bewußtwerden überschüssiger Kräfte in Vergleich zu pflichterfülltem Einspannen der vorhandenen, das ist das Blutspiel im besonderen in Vergleich zu aller Blutarbeit. Blutarbeit, Zorn, Freude, Eile, Geduld, Kraftverdoppelung, Ruhe — dies alles ist notwendige Äußerung inneren Lebens und unterscheidet den Menschen als Persönlichkeit vom Menschen als Maschine; aber Blutspiel ist das Überschäumen der Überschußkraft des Blutes.

Im göttlichen Blutspiele der Zeugung schließt sich an die alte Kette des Geschlechtes ein neuer Ring. Nicht vermessen, nicht unehrerbietig ist hier das Wort Spiel. Alles, was das Ingefühl tut, ist Spiel. Selig ist es gewußt, gewollt und es „spielt" sich sündlos und rein aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit herüber.

Soll das Blutspiel in Vollendung seinen Kreis schwingen, soll es ohne jede Hemmung und ohne Mattigkeit im Ringe auch größten Temperamentsbogen schleudern, so muß der Spieler durch und durch gesund sein. Wenn der Blutkreislauf willig und restlos dem Gebote gehorchen soll: offenbare Dich mir, lasse mich Dich fühlen, so muß dieser Blutkreislauf leicht weckbar sein und doch zuchtvoll beherrscht in sich.

Nie wird ein kranker Organismus das Blutspiel in Vollendung spielen können. Die leichteste Erkältung schon schwächt die Empfindungsfähigkeit ab, und das Temperament offenbart sich nicht in seiner vollen Stärke. Der „Blutatem" geht kürzer, der Berg wird nicht in voller schöner Kraft erklommen. Chronische Krankheiten verändern das normale Bild des Blutspieles noch stärker. Damit das Blut gesund arbeite, ist nötig gesundes, dem Individuum und seiner Tätigkeit an=

gepaßtes Essen[1]) und Wohnen, der Vormitternachtsschlaf, da von drei Uhr morgens ab, wenn die ersten Sonnenstrahlen unsre Erde treffen, nicht mehr Entspannung, sondern schon erneut Anspannung der Lebenskräfte im Schlafe vor sich geht; es ist dazu nötig der richtige Wechsel von Ruhe und Bewegung und eine ernste zielbewußte Körperpflege. Diese hat vor allem für richtiges Atmen zu sorgen als dem Gesundheitsborn und Jungbrunnen des Menschen. Das Einatmen als Sammeln der egoistischen, selbststählenden, das Ausatmen als das Verströmen der altruistischen, der sich mitteilenden Kräfte muß in geruhsamer Ablösung und in Einhaltung von Ruhepunkten zwischen den steten Kehren vor sich gehen; der eingezogene Atem soll kraftvoll erfüllt, der ausgegebene im

[1]) Wie sehr beschämen uns die Inder in der seelischen Kultur des Essens! Es schreibt Rammohun Roy (cena Up. transl., London 1817): „Ein Hindu von Stand kann zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang nur eine Mahlzeit zu sich nehmen; er kann keine in einem Boote oder Schiff aufgestellten Nahrungsmittel (unser „Büffet"!) essen — auch nicht in Kleidern — (das Essen erhitzt, deshalb ißt der Hindu unbekleidet) auch kann er nicht in einer Schänke essen (das gesamte Allerweltsessen), noch irgendwelche Nahrung, die von einer Person einer anderen Kaste berührt wurde (hierin ruht tiefer Sinn! Nur ein zuchtvoller, reiner Mensch ist peinlich sauber beim Kochen, verwendet nichts Minderwertiges, halb Verdorbenes, pantscht keine Reste zusammen, kocht nicht kompliziert, Schwächen durch Schärfen verdeckend — — —), auch kann er sein Mahl nicht wieder aufnehmen, wenn er dabei unterbrochen wurde (eine Regel, an die wir uns überhaupt nicht halten. Der „Mann" von heute läßt sich zu Unterschriften von Tisch rufen, er „unterbricht" alle Gänge durch Zeitunglesen und zerrt das zur Verdauung nötige Blut außerdem durch aufregende Unterhaltungen in den Kopf; die Hausfrau der mittleren Stände geht zwischen Suppe und Hauptgang zum Anrichten in die Küche, die Kinder werden hin- und hergesprengt, um Vergessenes zu holen und Überflüssiges abzuräumen, von dem hin und her gejagten Dienstboten gar nicht zu reden, dem keine Hausfrau von heute das „Voressen" zur unbedingten Pflicht macht. Nur in ganz wenig Familien guter Kultur lebt noch der alte „stumme Diener", auf dem in Platten und Schüsseln, die in Heißwasserbehältern eingelassen und mit Wärmehauben überdeckt sind, der Hauptgang wartet, bis die Suppe gegessen ist, und der den Geschirrwechsel ermöglicht, ohne daß vom Tisch aufgesprungen wird.)"

Verströmen reich und glücklich machen. Daß die Haut des ganzen Körpers atme, ist ebenso wichtig. Keine Stelle am ganzen Körper bleibe bei der täglichen Körperpflege unberührt von den bald mit rauhem, borstigem, die Haut belebenden, bald mit glättender Salbe sie massierenden oder mit Wasser und Seife oder Alkohol sie reinigenden Händen. Wir müssen imstande sein, durch Reiben und leichtes Schlagen unseren Körper überall sogleich zu lebhafter Rötung der Haut zu veranlassen. Nur dann ist der Blutkreislauf uns wahrhaft gehorsam, nur dann kann er auch das Blutspiel meisterlich spielen lernen. Wenn in Rußland in den dörflichen Badstuben die Männer aus der dampfenden Hitze des Bades in den Schnee hinausrennen, und, dorten herumtollend, mit Birkenruten einander krebsrot schlagen, so sind sie in der Zucht ihres Blutkreislaufes uns, deren erbärmlich bleiche, welke Haut die Familienbäder des Sommers grausig offenbaren, weit voraus. Nur eine gut von innen durchblutete Haut vermag zu bräunen; eine andere gilbt höchstens, wenn sie der Sonne ausgesetzt wird.

Streben solchergestalt ernst bewußte Menschen nach der Wiedererlangung ihrer natürlichen Gesundheit und Schönheit, um Blutarbeit und Blutspiel in glückvollem Wechsel einander ablösen lassen zu können, so sei bei dieser Gelegenheit vor einem Zuviel gewarnt, das die Arbeit zur Sucht und das Spiel dadurch leicht unmöglich machen kann. Vegetarier und Abstinenzler, Sportler, Wandervögel, Agitatoren in Wort und Schrift, sie übertreiben sehr oft einseitig die Pflege des Körpers oder des Geistes bis zur Überarbeitung, sie übertreiben die Zucht und pflegen eine einseitige Betonung des Reinen, Enthaltsamen, Beherrschten. Der tiefste Grund dazu liegt meist in der dunkeln Erkenntnis der eigenen Minderwertigkeit, die ein Weitergehen des Geschlechtes nicht wünschenswert er=

scheinen läßt. Solche Menschen sollten sich aber dann nicht zu Aposteln der Askese aufwerfen; sie haben dazu weder Recht noch Pflicht. Der wahre Asket macht keine Proselyten, sondern ist, wie Goethe von der Schönheit sagt, „sich selber selig."

Eine andere Einseitigkeit ist die, die vielleicht Einzelnes der Gesundheitspflege beachtet und höchst eigensinnig beachtet, Anderes aber wieder ganz außer Betracht läßt. Mancher ist auf das richtige Lungenatmen durchaus bedacht, aber nicht auf das der Haut, und ein Anderer treibt vielleicht eine ausgeprägt gute Pflege des Hautatems, läßt aber den noch weiter gespannten Atem, der sich darin ausprägt, wie der Mensch in seinem Rhythmus des Ganges, der Bewegung, der Geste, der Gebärde, wie er in der Gemeinschaft der Brüder und Schwestern sein Wesen „ein- und ausatmet" (den „Atem der Seele", wie Paulk ihn nennt), ganz außer acht. Das leichte, elastische „Atmen" der unteren Gliedmaßen aus der „Zentrale" heraus, das ruhvoll beschwerte, ganz gelöste Schwingen der Arme, der lockere Nacken, die unversteifte Wirbelsäule, das Aufspringen aus Liegen und Hocken, das leichte Drehen und Wenden, Bücken und Emporschnellen, die Gelöstheit des Beckens und gesenkter Schultern —, wer will Meister der Blutarbeit und des Blutspieles sein ohne all solches? —

Wir haben einer Entartung der Arbeit gedacht; der Arbeitsucht; eine andere ist die Unlust, die aus der Hemmung fließt. Ganz ebenso beim Blutspiele. Auch hier entartet leicht das Spiel in Sucht; Reiz wird Überreiz, aus Freude Gier, der Spielende wird zum Spieler. Das Spiel kann aber auch entarten nach der entgegengesetzten Seite; es wird nicht mehr gewollt, weil die Arbeit eine es überwuchernde Sucht geworden ist; oder es wird nicht mehr — gekonnt.

Hier haben wir an seltsame Zustände des Überreizes zu erinnern, die oft mißverstanden werden, und die dann, wenn sie ins Krankhafte ausarten, erst recht falscher Deutung und Behandlung verfallen. Wir kennen alle genau das Überfreuen, das überhungern (Übergehen des Hungers), das Überwachsein (nicht mehr schlafen können). Beim Blutspiele tritt diese Art Überreiz ein, wenn Liebende zu lange auf einander gewartet haben, wenn sie, nach sehr langer Trennung, das erstemal sich wieder sehen, wenn eine Liebe sehr heftig und schon lange zwischen zwei Menschen schwingt, keiner aber vom anderen Gewißheit zu erlangen wagt. Beim Begegnen sind solche Liebenden ganz bleich, die Hände eiskalt; alles Blut verkrampft sich im Innern, strömt zum Herzen. Das Blutspiel, das nur ein Bewußtwerden des Blutkreislaufes, bestenfalls ein leichtes Abbremsen und dann wieder Antreiben darstellt, könnte in einem solchen Augenblicke nicht begonnen werden. Zuvor muß das erschreckte Blut wieder in natürlicher Weise seinen Gang gehen. Die Liebenden, die sich einander noch nicht ganz geschenkt haben, beseitigen die sie peinigenden Verkrampfungen durch ein instinktives Vom-Zaune-brechen von Streit und Zank. Das Schmollen, das Zürnen, das Necken der Liebenden peitscht das im Überreiz „stehen gebliebene" Blut wieder zum Fließen an. Ganz dasselbe leistet das Schlagen der Liebenden, das indische Liebeslehrer den Paaren, die einander schon ganz angehören, aber lange getrennt waren und nun in der Überfreude kalt werden statt warm, empfehlen. Wir sollten hier nicht so geschwind bei der Hand sein, bei solchen Berichten uns entsetzt abzuwenden; alle diese Verordnungen der Inder haben ihren natürlichen und heilsamen Sinn. Von hier aus fällt auch ein klärendes Licht auf die Selbstpeinigungen der Mönche und auf das so häufige Trinken Zölibatärer. Das durch Übererregung nach

innen gedrängte Blut, das zu schmerzhaften Verkrampfungen führt, wird durch Schlagen der Haut rasch nach außen gebracht; ebenso löst ein rasch getrunkener Becher Weines eine schmerzhafte und elend und hinfällig machende sexuelle Überreizung augenblicks. Da das Gewöhnen an diese Heilmittel ihnen die Heilwirkung nimmt, denn durch steten Gebrauch jener Mittel wird eine körperliche Abstumpfung herbeigeführt, die überhaupt gar keine Erregung und Spannung mehr zustande kommen läßt, so tritt zumeist gar nicht ins Bewußtsein der hierüber nachdenkenden Menschen, daß diese Mittel einmal Heilmittel waren; denn anfänglich wurde ja rein instinktiv nach ihnen gegriffen zur Befreiung von der Spannung. Nur im Unterbewußtsein schwingt noch eine Art Bedürfnis, diese Dinge irgendwie zu entschuldigen, weshalb sie, wenn man nicht mehr von ihnen lassen kann, kirchlich oder bürgerlich verbrämt und geheiligt werden; Selbstpeinigungen werden betrachtet als zu Ehren Gottes eingeführt, Stammtische und Kasinos ehren höchst zweifelhaft den Bürger.

Einer anderen Überreizung haben wir hier zu gedenken, die ebenfalls oft durch allzu langes Beherrschen oder künstliches Ablenken eintritt: der Impotenz im engeren Sinne. Da wir es hier mit Entarteten zu tun haben, so kann der Begriff der „Beherrschung“ hier nur relativ genommen werden. Alle diese beherrschten sich für *ihre* Verhältnisse zu lange: überreife Früchte, überwissend, mußten sie schon frühe zur Erfüllung kommen, sollten nicht sie, die Schwachen, durch Onanie und Pollutionen zugrunde gerichtet werden. Verachtung ist hier nicht am Platze. Ein starker Mensch im Rasseaufstiege weiß freilich nicht, was Onanie und was Pollution ist; gelingt es aber, die gegen derartiges Machtlosen etwas gesünder zu machen, so hebt sich die gesamte Volksgesundheit und damit auch der Nähr- und Wurzelboden der

kraftvoll Echten, hebt sich auch die Bereitwilligkeit der Schwachen, den Echten zu dienen und sie zu fördern, vorausgesetzt, daß der Schwache nicht unrichtig zum Starken „emporgelobt" wird.

Aus alledem geht hervor, daß jegliche übersteigerte Beherrschung der sexuellen Triebe Schaden anrichtet. Damit ist aber noch nicht die Aufforderung gegeben zu schrankenlosem Gehenlassen. Damit wir einander nicht mißverstehen, wollen wir uns klar machen, was Beherrschung und was Gehenlassen sei und wie Mann und wie Weib zu diesen Fragen sich zu stellen haben.

Wohl nirgends gehen die Meinungen, was Beherrschung sei und was Gehenlassen, so weit auseinander, wie in Bezug auf die Liebe. Die Einen sehen die Liebe überhaupt nicht als Notwendigkeit an, empfinden also jede Hingabe an sie als Gehenlassen, die Andern glauben sie nötig zur Gesundheit und geißeln nur ein Übermaß. Was dieses sei, darüber denkt jeder anders. In der Mitte zwischen beiden Ansichten steht die von uns vertretene, die sich daraus ergibt, daß die Liebe ein Spiel, ein Blutspiel sei. Wenn wir die Menschen in zwei große Gruppen einteilen, in die Diesseits- und die Jenseitsmenschen (Böcke und Schafe des jüngsten Gerichtes!), die von einer geläuterten Rasseforschung bezeichnet werden könnten als Unentmischbare (der Erscheinung: negroide Mutter; des Dinges an sich: mongoloider Vater) und Entmischbare, so sind die ewig Bleibenden, die der Erde nie Entrinnenden, wo nicht sie sich nach vollendeter Erkenntnis opfern, den andern zu dienen (Und kannst Du selber ein Ganzes nicht werden, als ein dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an), diejenigen, die nach Schopenhauer begabt sind mit dem „Ernst, als welchen sie mit den Tieren gemeinsam haben". In ihnen ist kein Sinn für göttliches Spiel, denn sie haben ihre Be-

rufung zur Höhe des Herrentums in der Weisheit im letzten Sproß des Geschlechtes verwirkt; sie spielen sich in der Liebe nicht empor zu den Gipfeln des Menschseins, sondern das Blutspiel ist ihnen nur Spielerei und Tändeln; Scherz, nicht Schalk; Zeitvertreib, nicht Bewußtwerden des Zeitlosen; Unterhaltung, nicht Andacht; es ist ihnen Ich und Du-Spielerei, nicht Verschmelzung zur Gotteinheit; was das sei, göttliches Spielen, gleichfern von Ernst und von Scherz, das ist ihnen verborgen und unverständlich; denn es ist ihnen für immer verloren gegangen. Sie, die Diesseitsmenschen, können uns nicht verstehen. Wir können also nur sprechen zu den Jenseitsmenschen und können sie bitten, mit uns weiter zu gehen zu der Erwägung: Ist die Liebe ein Blutspiel, so ist sie dem Menschen nicht unbedingt nötig. Er kann leben ohne das Spiel, aber ein Vollmensch ist er nur dann, wenn Spiel und Arbeit in seinem Leben wechseln; Arbeit: Tätigkeit des Willens und Geistes; Spiel: Freiheit des Instinktes; Arbeit: gesetzmäßige Anspannung der Kräfte; Spiel: ihr freies Strömenlassen. Sobald nun der Mensch sich mehr beherrscht, als ihm gut ist, so verkümmert die Freiheit seines Instinktes; läßt er sich zuviel gehen, so läßt er Willen und Geist brach liegen.[1]) Es ist mithin dem Menschen gut, wenn die Liebe in seinem Leben einen Raum hat; fehlt sie darinnen, so erkrankt daran jedoch nur ein Schwächling; mehr als ein leises Verkümmern darf des Blutspieles Fehlen im Leben eines Starken nicht bedeuten; ein Verkümmern deshalb, weil er das Allsein, das in der Verschmelzung offenbar wird, nur ahnt und denkt, aber nicht erlebt.

Einen gleichen mittleren Weg werden wir zu finden suchen angesichts der mancherlei Entartungen des Blutspieles, der Onanie, der Homosexualität, der lesbischen Liebe; einen Mittel-

[1]) Vgl. Paulk, Manneslehre, 2. Bd. „Keuschheit."

weg zwischen den beiden Anschauungen hindurch von Gehenlassen und Beherrschung, also absoluter Verwerfung aller dieser Abarten in Hinblick auf die Gesundheit auch der Einsamen und der Schwachen. Wir wollen dabei weder den Mittelweg Schopenhauers (ein Ausweg der Natur, um die Fortpflanzung der zu jungen und der zu alten zu verhüten) noch den Platos (Immer noch edler und göttlicher ist auch die weniger edle, die Knabenliebe, als „jene Vertraulichkeit, die mit soviel erbärmlicher Vernunft gemischt ist") einschlagen, sondern uns nur fragen: welche unmoralischen Begleiterscheinungen zeitigt ein widernatürliches Blutspiel? Die Antwort ist leicht gegeben: Der Onanist wird entweder zum Geschwächten, zum haltlosen Kraftvergeuder; dies in allen Fällen, in denen die Leichtigkeit, mit der jederzeit der Genuß herbeigeführt werden kann, den Charakterschwachen an die Onanie ausliefert; oder er wird, so er ein selbstbeherrschter Onanist ist, zum selbstherrlichen, dünkelhaften Menschenverächter, zum aufgeblasenen Eiteln. In ihrer weiteren Entartung wird der erstere zum Impotenten der An- und Entspannung, der letztere zum Verächter der natürlichen Liebe, mithin zum Eheuntauglichen; beide also in jedem Falle zu traurigen Zerrbildern des Natürlichen und zu wenig brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft. Bei der Homosexualität beiderlei Geschlechtes wird fast in allen Fällen ein unnatürliches Knechts- und Despotenverhältnis zwischen den beiden Liebenden großgezogen; immer genießt der Eine auf Kosten des Anderen; niemals beide zugleich, oder wenn, dann ist dieser Genuß immer beim Einen widernatürliche, ungermanische Wollust des Opfers; Genuß des Intellektes und vielleicht noch des Willens, aber nicht Spiel des Instinktes, der unbedingt in der Homosexualität verbildet, entartet wird, denn reine Art will keine Freude und kennt keine Freude, die mit dem Opfer

eines Anderen erkauft oder die der kalt-lüsternen Beobachtung eines Andern notwendig ausgesetzt ist. Weder in der Onanie noch in der Homosexualität haben wir es also mit reinem Spiele zu tun, sondern stets mit einer Mischung von Spiel und Arbeit, mit einem Auseinanderfallen von Ich und Du an Stelle der Verschmelzung. Ist die Liebe reines Blutspiel, so sind also jene Abarten der Liebe als nicht reine gekennzeichnet. Sie sind eine barocke Verschnörkelung, sind Mischung, die derjenige meiden wird, der nur das Unkomplizierte, das Unvermischte, das Allumfassende liebt und der stark genug ist, dem Spiele ganz zu entsagen, wenn es ihm nicht in der vollkommen reinen Form geboten wird.

Diese vollkommen reine Form ist das Blutspiel zwischen zwei verschiedenen Geschlechtern allein, da der jeweiligen Natur nach der Mann im Handeln, das Weib im Erleiden seine Probe auf Blutbereitschaft und Blutwachsein löst. So ergänzt das Eine das Andere, und keiner der beiden Intellekte oder Willen ist arbeitsangespannt; sie stehen zusammen mit dem Instinkte im freien Spiel ihrer Kräfte. In dieses selige freie Spiel der Kräfte hat die göttliche Mutter Natur, die niemals und nirgends bedeutungslos spielt, den tiefen Sinn und Zweck gelegt, die Verschmelzung zweier Keime zu einem neuen Lebewesen zu bewerkstelligen. Durch diesen tiefen Sinn wird das Blutspiel geadelt; deshalb ist es, daß es dem Menschen eine solch selige Freude bedeutet, im Blutspiele seines pulsierenden Selbst im Gleichklange mit dem des Geliebten sich klar bewußt zu werden. Durch diesen tiefen Sinn, die Erzeugung des Dritten, wird offenbar, warum das Lauschen auf den Mitspieler Erhöhung, die Verschmelzung Seligkeit und die Empfindung der Vereinigung Heiligung bedeutet: der selbstischste Akt der Blutrhythmuserkenntnis wird so zugleich Akt der Du- und der Allerkenntnis und des

wahrhaftigen All-Einesfühlens, dessen Keim die Schaffung des Es ist im Du. Diese Empfindung des „Es“ haben Gewissensakrobaten festzulegen versucht in dem klar bewußten Wunsche nach dem Kinde und sie haben jede Liebesvereinigung, die nicht bewußt das Kind will, als sündig gebrandmarkt. Selten hat Halbbildung eine traurigere Verirrung geboren als diese! — Adelig und rein ist die Liebe nur dann, wenn alle rechnende Überlegung in ihr schweigt. Ein Kind sich „ausdenken“, ein Kind „wollen“, und danach es zeugen; welch erbärmliche, mit Vernunft gemischte Vertraulichkeit! Gewiß, es gibt eine allerhöchste Stufe des freien Spieles eines ganz geläuterten Instinktes, da inmitten der Wonne des Blutspieles in wacher Durchschauung dies Spiel den Spielenden „vom Sohne zeugt“; solches aber geschieht in reinem heiligem Schweigen. Nicht wird diese Zeugung besprochen, geplant, festgesetzt. Der Wille zweier Menschen zur Liebe, wurzelnd im Instinkte des Füreinanderseins, trägt in sich den Trieb zum Blutspiele und damit das Muß zum Sohne ganz von selbst. Treibt es zwei hohe reine Menschen dazu, die Vereinigung der Leiber hinauszuschieben, um zuvor eine immer innigere Vereinigung der Seelen im Gleichklange von Natur, Kunst und Überzeugung zu erleben, so wird das dem Sohn zugute kommen; nicht aber darf solches Hinausschieben aus Beherrschen- und Abtötenwollen des Triebes geschehen, denn es würde den Willen des Sohnes nur unnatürlich und verhängnisvoll erhitzen, wenn der lange verhaltene Trieb, plötzlich freigelassen, ihm Leben gäbe. Es ist aber auch eine rasche Vereinigung bei einer Liebe auf den ersten Blick und ein heftig und oft sich wiederholendes Blutspiel niemals ohne weiteres mit Gehenlassen zu bezeichnen. Wie bei den in seliger Unschuld lebenden Pflanzen Blüte und Frucht in keinem gesetzmäßig festgelegten Verhältnis stehen: es gibt Pflanzen mit

großem Blütenüberschuß bei relativ wenig Früchten und umgekehrt solche, bei denen jede der relativ spärlichen Blüten zu einer Frucht mit vielen Kernen wird: so auch beim Menschen.

Wir haben jedoch die allgemeine Frage des Beherrschens und Gehenlassens nicht erschöpft, ehe wir nicht des großen Unterschiedes gedacht haben, der im Verhältnis des Mannes und in dem des Weibes zur Liebe liegt.

Wir haben bei der Untersuchung des metaphysischen Unterschiedes der Geschlechter festgestellt, daß es der Charakter ist, der Wille, der vom Vater auf den Sohn erbt, indes der Intellektgrad von der Mutter weitergegeben wird. Der Vater geht also in den Kindern wahrhaft, tatsächlich weiter; sein Wesen ist es, das unverändert im Sohne wieder in die Erscheinung tritt; der zu Tage tretende Unterschied betrifft nur den Grad des Intellektes und infolgedessen den jeweils verschiedenen Einfluß, den dieser auf den Willen nimmt. Der Mann, da er ewig ist, kann Vieles, das er selbst in seiner Lebensspanne nicht erfüllte noch durchschaute, seinem Sohne, seinem Enkel, zu erleben, zu durchschauen, zu gestalten überlassen. Es entgeht ihm daher nichts, auch wenn es ihm in seinem zur Zeit gelebten Leben versagt blieb. Er kennt auch schon, was er noch nicht selbst erlebte, sofern seine Ahnen es erlebt und dies Erleben dadurch in ihn hineingeboren haben. Ganz anders das Weib, durch das der Vaterwille nicht aktiv weiter geht, sondern in dem dieser Wille nur die Form[1]) bestimmt, in der es sich im Leben solange gibt, bis etwa ein Führerwille eines Mannes ihm neue Prägung aufzwingt oder bis es selbst sich ein Wollen erdenkt, nach dem es sein Leben führt. Das Weib ist, verglichen mit dem Manne als Träger des Geschlechtes, nur endlich, nicht ewig. In

[1]) Vererbung nur der Form; die Blutervererbung durch die Mutter.

seinem einen Leben erlebt und leistet es alles, was es zu erleben und zu leisten vermag. Kein Kind kann Pflichten der Verlebendigung ihm abnehmen, um sie nach dem Tode an seiner statt zu erfüllen; kein Urahn übermittelt ihm Lebenswissen. Weil das Weib nur einmal lebt und weil es dem Leben als etwas völlig Neuem gegenübersteht, ist es von klein an so viel aufmerksamer im Sammeln von Lebenserfahrungen und darum dem Alltagsleben gegenüber so viel früher fertig und gewandt; der Mann mit seiner Last des Erberinnerns und der Erberfahrung hat das Sammeln nicht nötig; das Wesentliche der Dinge kennt schon der Großvater in ihm vom Urahnen her; er bedarf nicht des Sammelns solcher Erfahrungen.[2]) Hand in Hand mit diesem frühen Fertigsein dem durch eigene Erfahrung eroberten Alltage gegenüber geht beim Weibe die Hilflosigkeit allem Neuen gegenüber, das ihm in den Weg tritt. Das ist es, was das Weib kindlich erscheinen läßt, dies immer unsichere Begegnen des Fremdartigen. Es liegt begründet in seiner Einmaligkeit, im Fortfalle jeder fortzeugenden Verbindung mit seinen Vorfahren. Das ist es auch, was dem Weibe den Vorwurf des Amoralischen, des Wetterwendigen, des Subjektiven eingetragen hat. Weib hat keine angestammten Überzeugungen, keine angeborenen Grundsätze, keine überpersönlichen Erfahrungen. Es ist wesentlich nur Eines: Intellekt. Immer biegsam, immer fähig zu Verstehen und Nachgeben, immer wieder anders lenkbar, immer bereit, den Geist zur Erlösung des Alls zu schenken. Sein Wille aber i s t nicht, wie beim Manne, sondern er w i r d; Weib i s t nicht Seele, sondern es w i r d beseelt.

[1]) Jedoch verläßt er sich infolgedessen sehr oft allzustark auf sein Erbgut und wirkt dann linkisch, wann er versäumte, nach dem Goethewort zu handeln: „Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!“

Ein Mann, der die Liebe niemals erlebt hat, kennt sie dennoch, denn in ihm leben und weben die zur Liebe erwachten Urahnen; es wird nicht leicht möglich sein, zu sagen, ob ein Mann niemals ein Weib „erkannt" habe, oder ob er wissend sei. Ganz anders das Weib. Solange es die Liebe nicht erlebt hat, ist es ein vollkommen anderes, als nach dem Erlebnis. Die noch nie berührte Frau unterscheidet sich wesentlich und deutlich von der erweckten. Der „keusche" Mann bleibt ein großer Bub mit viel Spieltrieb im Alltag, der harmlos vielleicht in Spielerei kleinmädchenhafter Art hier und da sich vertändelt; die unberührte Frau aber kommt zu irgendeiner ernstlichen Affektentartung; sie wird betont fromm oder arbeitswütig, oder sie ist ein Weib des „ledigen Unwillens". Es ist deshalb durchaus zweierlei, wenn wir von der Resignation des Mannes oder des Weibes sprechen. Ein Mann, der das Blutspiel niemals spielt, kann das Erberinnern daran so lebendig in sich tragen, daß es für ihn keine wesentliche Einbuße bedeutet, in diesem seinem Jetztleben davon abzusehen; einer, der ihm rasch entsagt, kann in seinem Sohne die lebhaftere Entfaltung freudig begrüßen und sich selbst es dabei vollkommen genug sein lassen. Ein Weib aber, das unberührt bleibt oder dem die Liebe genommen ward, verliert dadurch Wesentliches oder Notwendiges in der Ausprägung und Erhaltung seines Lebens. Weib ist, wenn ich so sagen darf, in e i n e m Leben das Zusammengezogene einer ganzen Geschlechterkette. Während der Mann immer nur eine Stufe ist, die beruhigt aber das Treppenbewußtsein in sich trägt, ist das Weib Treppe und geht seines Treppenseins verlustig, wenn ihm Stufen fehlen. Deshalb, in diesem Sinne, sind wir berechtigt zu sagen, daß die Liebe dem Weibe notwendig ist. Die Monatswenden mit dem starken Wechsel von Wunsch und Empfindungslosigkeit sind deutliches äußeres Zeichen der

Natur, daß dem Weibe das Blutspiel nötig ist, wenn es zum Vollmenschentum durchdringen will. Nach Vollendung und vollkommener Entfaltung all seiner Möglichkeiten aber strebt jeder lebendige Durchgangsmensch, jedes edle Weib. Darum gerade das edle Weib mehr als das unedle beim Darben leidet. Der Wunsch nach der Mutterschaft entspringt ähnlicher Empfindung. Ein Weib muß Mutter gewesen sein, um zu wissen, was Muttersein ist. Aus dem Urtriebe, die Liebe zu erleben, erklärt sich auch die Polygamie des Weibes. Sie fällt immer auf die Männer zurück, die das Weib nicht zu wecken und zu befriedigen verstehen. Ein vollbeglücktes, vollentfaltetes Weib ist, im Gegensatz zum Manne, immer treu. Jedoch wird ein Weib, in welchem man Vieles brach liegen läßt, oder von dem man mehr fordert, als es leisten kann, naturgemäß nach besserem Verstehen oder zielbewußterem Fördern ausschauen. Liebeserleben, Mutterschaft, all dies löst, erlöst das Weib zu sich selbst, während das Geliebter- und Vatersein den Mann lediglich menschlicher, nicht allererst männlich macht. Das letztere ist er schon von Natur; weiblich wird die Frau erst durch das Erleben alles dessen, was zum Weibsein gehört. Daher sind wir berechtigt zu sagen: Der Mann, der erkrankt, weil ihm das Liebeserleben versagt ist, ist ein Schwächling; ein Weib aber, das aus gleicher Ursache erkrankt, zeigt dadurch gerade seine Stärke, nicht seine Schwäche.

Wenn nun der Mann ewig, das Weib endlich ist, so wurde dieser Ungerechtigkeit Ausgleich geschaffen dadurch, daß das Weib allgegenwärtig zu sein vermag. Um dies zu verstehen, die folgende Erklärung: Zwiegestaltig ist die Ausprägung des Dinges an sich in der Erscheinungswelt: räumlich und zeitlich. Beide, Raum und Zeit, sind nach Kant und Schopenhauer nur Formen unserer an sie gebundenen Erkenntnis. An sich sind

wir Ding an sich, nur auseinandergezogen in der Erscheinung. So ist der Mann Ding an sich als Vertreter seines Geschlechtes, seiner Familie, tritt aber in jedem neuen Gliede der Geschlechterkette neu in die Erscheinung. Das Weib dagegen, als Endliches, vermag in anderer Weise sich auszubreiten. Wenn es ganz erwacht ist und alles erlebt hat an Arbeit und Spiel, an Freude und an Leid, dann kann das in ihm wahrhaft zum Ausdruck kommen, was der Inder die Erkenntnis des tat twam asi, des: das bist Du, nennt. Erlöstes Weib versteht und durchschaut alle Menschen. Es erlebt sie alle als seine Schwestern und Brüder, so sie Durchgangsmenschen sind und es empfindet leidvoll und mütterlich die Dauermenschen und als die armen immer Hungernden, nie Gesättigten, als die, die ewigen Erbarmens wert sind. Ist also der Mann Ding an sich, das in der Kette von Urahn bis Urenkel erscheinungsgemäß sich auseinanderlegt, entfaltet, so ist das Weib täglich neue, täglich klarer reifende Erscheinung, deren Summe das Ding an sich: Erkenntnis des Alls darstellt. Seherin wird so das Weib und die Führerin des Mannes zu Verstehen und Güte. Gebunden ist der Wille an den Ort; hier weset er und stellt sich dar in Werken und in Kindern, aber frei schweift der Intellekt und kann allerorten zugleich sein, richtend, helfend, erleuchtend, verdammend, segnend.

Fragen wir nun wieder nach Beherrschen und Gehenlassen, so erhellt aus dem Vorhergehenden, daß das Weib, um Vollmensch zu werden, nicht in die Askese sich zurückziehen darf, sondern alles erleben muß. Wir billigen ihr dadurch ein Recht zu, das wir aber nicht das Recht auf Liebe, sondern auf Ehe nennen wollen, unter Ehe verstehend die dauernde Bindung zweier Liebenden um ihrer selbst und ihrer Kinder willen. Recht auf Liebe in Gegensatz dazu würde nur besagen: Recht auf das Erleben des Liebesgenusses. Dies allein führt aber

kein Weib zum Erleben des tat twam asi, ebensowenig wie Mutterschaft allein; nur die Bindung an einen Mann, dessen Wille dem Weibe Richtschnur wird, nur das Muttersein an Kindern, in denen die heißgeliebte und als groß verehrte Idee des Mannes sich klarer und schöner herausläutert, kann ein Weib zum allgütigen Verstehen aller Menschen klären. Es gilt also auch bei allem Willen zur Liebe das Gebot der Beherrschung für das Weib so lange, bis der Mann kommt, der ihm voll entspricht, der es mit Ehrerbietung und Bewunderung erfüllt und ihm völlige Hingabe befiehlt.

Die Vergottung des ewigen Mannes ruht mithin in seiner Spiegelung in Kindern, die Vergottung des endlichen Weibes in seiner Hingabe an den Mann. Diese neue uralte Religion der Liebe kennt keinen Außengott mehr, sondern nur noch einen aus dem Selbste sich entfaltenden Gott. Sie legt dem Manne die heilige Pflicht auf, zu erkennen, daß nichts Wert und Sinn hat im Himmel und auf Erden als seine Vergöttlichung im Kinde. Alles Reden von den großen Aufgaben der Menschheit, von dem Rechte aller zum Glück und dem Rechte aller zur Erkenntnis ist hohl und sinnlos, wenn es sich nicht aufbaut auf dem ersten, wesentlichen Urgrunde, auf dem der Fortentwicklung des Selbst im Sohne. Und das um so mehr, als keiner vom andern sagen kann, worin sein Glück und seine letzte Erkenntnis wahrhaft bestehe. Unsere vielversprechenden sozialen Einrichtungen haben weit mehr den Einzelnen leidvoll geknechtet als glückvoll befreit und das noch besonders deshalb, weil keine Frauen erlöst wurden, die man dann hätte fragen können um Glück und Unglück der Mitmenschen, um endlich einmal erschöpfende Antworten zu erhalten. Ganz tief muß der Mann hinabsteigen und erkennen, daß nichts ihm bleibt als Befriedigung und Trost, wenn er als Germane, also ohne den einlullenden

Glauben an einen das Leben gelenkt habenden Gott, am Ende seines Lebens zurückschaut auf seine Leistungen, nichts außer dem einen, daß im Sohne die Hoffnung ihm lebt auf einen Urenkel, in dem das Gottgefühl des alten Geschlechtes sich einen wird dem weiblichen Allgefühl zur Verbrüderung aller Gleichatmenden in der vollendeten Einheit des dann vollendeten Gottes. Ein Mann, der also das Leben ansieht, wird sich beherrschen in der Zucht-Wahl und ein hochgeartetes, geistig weit schwingendes, seinen Charakter voll erfassendes Weib sich suchen. Er wird sich heilig hüten, seinen Sohn zu einem verprügelten oder verweichlichten Menschen zu machen; zu einem Menschen der Überangst oder der Übervertrauensseligkeit. Es wird die größte und ernsteste Aufgabe seines Lebens die Entwickelung, Entfaltung, Erziehung seiner Söhne sein, die er gestaltet hat mit einer hohen, wachen, für die Gedanken der Zucht und Treue aufgeschlossenen Mutter.

Das Weib aber wird der neuen Religion zufolge danach streben, wach zu werden und als waches, dem Guten im Manne voll vertrauendes Weib wird es den Mann im Guten zu erhalten und zu stählen suchen; unerbittlich gegen Untreue und mangelndes Feingefühl, ehrlich im eigenen Begehren und Versagen, groß in der hingebenden Liebe.

Vom Wachwerden des Weibes sollen die folgenden Blätter handeln.

Wir haben beim Wachwerden des Weibes dreierlei zu beachten: Das Wecken als solches; das gradweise Erwachen; das Wiedererwecken einer zu früh zur Ruhe Gegangenen.

Das heilige Land Indien, in welchem unser altarisches Erbgut in den Vorschriften zur Liebe unverfälscht durch artfremde Religionen sich erhalten hat, könnte uns in alledem herrliches Vorbild sein, wenn wir nicht bereits so entartet wären,

daß die Wenigsten von uns imstande sind, die köstlichen Vorschriften zu lesen, ohne sich an ihnen zu ärgern. Ich will nicht sprechen von denen, die die Liebe als etwas Sündiges ansehen und die sie bestenfalls gelten lassen zur Kinderzeugung oder als eine Art Selbstbeglaubigung nach vorhergegangenen langen Enthaltsamkeitsperioden (wobei man sich übrigens verwundert fragt, wie solche „sündigen" Kinder etwas Heiliges sein und solch sündige Handlungen durch lange zwischen sie eingeschobene Enthaltsamkeitsperioden plötzlich ins Gegenteil verwandelt werden können!); die so denken, sind diesem Buche ohnehin bis hierher nicht gefolgt, oder naschen nur in ihm und bespucken mich wutentbrannt mit Brocken aus ihm, die sie ungenießbar finden wegen des bitteren Nachgeschmackes der lüstern gesuchten „Süßigkeit" —: nein, ich denke an die Menschen guten Willens, die diese indischen Darlegungen deshalb nicht vertragen, weil in ihnen über die Liebe in einem Tone gesprochen wird, der uns christianisierten Menschen unbegreiflich geworden ist. Die Inder erfassen den Charakter der Liebe immer vollkommen richtig als einen überzeitlichen. Im gewaltsamen Hereinziehen der Liebe in die Zeitlichkeit muß diese sich notwendig der List, der Lüge, der Verstellung bedienen, ungeachtet dessen, daß sie das wahrhaftigste aller Gefühle ist; sie muß berechnend, wissend, klügelnd auftreten, obgleich sie das uneigennützigste, bewußtloseste, vernunftloseste Treiben seliger Menschen darstellt. Wären wir noch wahrhaft durchschauend, lebten wir den kantischen Transscendental-Idealismus und wüßten wir nicht nur von ihm, wir entrüsteten uns nicht darüber, daß das Sehnen des unsterblichen Genius der Gattung, das in der Liebe vom Urahnen zum Urenkel hinüberspielt, in seiner zeitlich begrenzten Ausprägung des verliebten Menschen Gestalten annimmt und in Formen sich kundtut, die in Widerspruch zur großen Ewig-

keitslinie stehen; wir wüßten ganz einfach, daß das nicht anders sein kann. Wir wüßten, daß, sobald der ewige Genius der Gattung aus dem Manne wirbt, dieser unbewußt-bewußt sich selbst zu weit edlerer Artung verstellt, als er sie gemeinhin hat; wir wüßten, daß er manch unlauter scheinendes und in Wahrheit doch, zeitlos gesehen, heiliges Mittel benützt, um zu seinem Ziele zu kommen. Die Erreichung des Zieles ist ja auch schwer genug! Wahrscheinlich hat wegen des Treibens und Drängens des sehnenden Blutes die weise Mutter Natur dem Weibe die mädchenhafte Scheu und Scham der Keuschheit, die so schwer überwindbar ist, zum Schutze mitgegeben; vielleicht auch soll diese Scheu dem Manne Gelegenheit geben, zu prüfen, bevor er nimmt und durch die Herbheit und das anfängliche Abweisen des Mädchens sich klar zu werden, ob ihm das Mädchen lieb und wert genug ist, zu kämpfen, zu ringen, zu werben um die Erlangung des Ersehnten. Vielleicht auch ruht der tiefere Grund der jungfräulichen Scheu in einer unbewußten Vorahnung der Leiden, die Ehe und Mutterschaft dem Weibe bringen. Diese Scheu muß der Mann überwinden um der überzeitlichen Aufgabe willen, die ihm Gebot ist. Nur wenn er die Scheu zart und klug überwindet, wird er das Weib zur Gefährtin der Liebe wecken; erschreckt er die feine Blüte, so wird er zwar in der Frau eine Gebärerin seiner Kinder und eine Verwalterin seines Hauses neben sich haben, nicht aber die „leuchtende“ [1]) Gefährtin des Lebens und nicht die glückliche Mutter und mit ihm geeinte Erzieherin seiner Kinder.

Ich will nun nach all diesen vorbereitenden Worten es wagen, einen größeren Auszug aus indischen Schriften über

---

[1]) Ich weise hier hin auf das entzückende kleine Lehrbuch der Liebe von Delius: Von leuchtenden Frauen, (die Silbergäule, Hannover, Band 99/100).

das Wecken und Erkennen des Weibes zu bringen: immer noch nicht wörtlich und immer noch mit allerhand in Klammern beigefügten beruhigenden Erklärungen versehen, wie das nötig ist, christianisierten, abendländischen Lesern gegenüber! Köstlich sind diese Vorschriften deshalb, weil sie nicht zu einem Überzeugen mit Worten anhalten (predigende Worte sind die Zerstörer allen Spieles), sondern zu einem Überzeugen und Wecken durch Taten. Ich weiß sehr wohl, daß trotz aller meiner Fürsorge die betont Moralischen sagen werden, dies alles seien abstoßende Anweisungen zu Lüge und Betrug; sie wissen eben nicht, die Armen, daß die frommen Lügen der Liebe die Menschen doch allererst wahrhaft moralisch machen können und daß Mann und Weib doppelt innig sich vereinigt fühlen, wenn nach vollendeter Erweckung des Weibes der Mann seine unschuldigen Listen eingesteht, so wie die Christkindelmärleinsenthüllungen Eltern und Kinder nur umso fester in Liebe verbinden, wenn die Kinder wissen, daß all der Zauber aus dem Mutterherzen kam und alle die Gaben aus Vaterhänden. Nordisch kühle Menschen hinwiederum werden trotz allem diese Anweisungen unsittlich und abgeschmackt finden, denn diese Ärmsten werden es nie lernen, zu glauben, daß, wollten sie nur einmal herzlich und innig sich einspielen in die süßen Torheiten der körperlichen Liebe, daß dann ihre Kühle in Wärme sich verwandeln würde, ihre Halbheit in Ganzheit, ihr Getue in echtes Menschentum! —

Ich beginne mit den Ausführungen des Vatsyayana und ergänze sie durch andere Vorschriften:

„Blumenartig sind die Frauen und müssen sehr zart umworben werden. Deshalb gehe der sich nähernde Mann ohne etwas zu überhasten zu Werke. Wenn die jungen Frauen von Leuten, die ihr Vertrauen noch nicht besitzen, weil sie das Geheimnis das Frauenherzens noch nicht ergründet haben, un-

gestüm umworben werden, lernen sie die Feier der Liebe hassen. Darum nähere man sich ihnen in zarter Weise. Wo man mit List ungehemmtes Auftreten erreichen kann, verschmähe man sie nicht, sondern bediene sich ihrer. Eine solche ist das Auftretenlassen einer geneigten und für beide Teile vertrauenswürdigen, erfahrenen Freundin als Vermittlerin. Solches ist zu raten, wenn die Schöne erschreckt ist und scheu, so, daß sie kein Wort redet und jeder Berührung wehrt. Die Freundin muß dann eine Geschichte erzählen, die Geschichte der Liebe der beiden nun Vereinten. Die junge Frau wird still dasitzen, aber schon mit gesenktem Angesicht ein wenig lächeln. Die Freundin erzählt alles, was ihr die junge Frau an Schönem und Bewunderndem über ihren Zukünftigen früher gesagt hat. Der jungen Frau wird das zuviel werden. Sie wird verschämt der Freundin wehren, wird schelten und streiten. Im Scherze sage die Freundin auch Böses, das die junge Frau gesagt habe. Da wird sie aufspringen und die Freundin wegstoßen. Die Freundin beharre aber dabei: doch, doch, das hat sie gesagt! — Fragt der Mann seine junge Frau: Ist das wirklich wahr? so wird sie still sitzen, schmollen und keine Antwort geben und erst, wenn sie beharrlich gefragt wird, mit undeutlichen Lauten und unsicherem Sinne antworten: „So etwas sage ich nicht!“ Durch all dieses wird die Scheue etwas gelöster. Ihre Gefühle werden offenbar. Schon wird sie hier und da den Liebhaber etwas vertrauter lächelnd von der Seite anblicken“ (zu diesen Ausführungen ist zunächst zu sagen, daß die Scheu der Mädchen in Indien doppelt groß ist, weil sie so jung verheiratet werden und ohne daß sie selbst wählen dürfen. Aber wie wäre auch bei uns solches Lösen manchmal nötig! Wie überherbe sind oft unsre jungen Frauen! Wie oft verzweifeln die Männer ernstlich ob der scheinbar gänzlich mangelnden Gegenliebe! — Wie ist oft die Herbe gar nicht

mehr zu überwinden, und die Frau schilt sich in der Unbeholfenheit ihrer Herbe immer tiefer in ein stetes Bekritteln des Mannes hinein! — Findet nicht mehr den „Rank“ zu kleinen Aufmerksamkeiten, schämt sich geradezu jeder weicheren Regung, hütet sich ängstlich, sie zu bekunden und täte das doch so herzlich gerne! — Da wirkt, auch bei uns, eine die Herbe entwaffnende und entlarvende Freundin als Vermittlerin zwischen den beiden Eheleuten oft Wunder!)

„Eine andere Art von List wendet man an, wenn man mit der Geliebten allein ist und sie nach und nach zutraulicher und wärmer zu machen versucht: man umarme sie nur so, wie es ihr recht ist und beginne also mit dem Oberkörper, was das Mädchen noch am wenigsten verwirrt. Ist das Mädchen schon vertrauter, so kann das beim Scheine der Lampe geschehen, sonst in der Dunkelheit. Da diese ersten Umarmungen nicht lange dauern sollen, so kann man sich dabei ruhig nach den Wünschen des Mädchens richten. Sobald das Mädchen diese Umarmungen duldet, so nehme man ein Stückchen Betel zwischen die Lippen und fordere sie auf, es mit den ihrigen zu nehmen. Will sie es nicht tun, so bitte man zuerst zart, dann werde man böse, hilft das nichts, so drohe man mit größeren Forderungen, oder man demütige sich zu einem Fußfalle. Selbst ein verschämtes und heftig zürnendes Weib kann einem Fußfalle nicht widerstehen; das ist allgemein anerkannt. Im Augenblicke, in dem sie den Betel mit den Lippen nimmt, gebe man ihr einen zarten, lauteren, sanften Kuß (ein schallender würde sie beschämen, ein heißer verwirren, ein ungestümer erschrecken). Nun gehe man über zu zarten, sanften Spielen und zum Wettstreite.“ (In unsrer rassen- und kastenvermengten Zeit wird das Lehren des ersten Kusses, wie es uns hier dargestellt ist, meist Lächeln hervorrufen. Aber sehr zu Unrecht. Wie mancher Mann wurde wegen des ersten

Kusses, der nicht in der richtigen Art gegeben wurde, für immer abgelehnt. Mädchen, auch scheinbar recht dreiste Mädchen, sind von einer erstaunlichen Feinfühligkeit und die einfachsten sind äußerst differenziert im Beurteilen der empfangenen Küsse. Wie ein Mann küßt, ist der Gegenstand einer Menge geheimer Mädchenaussprachen, und keine noch so reife und freie Frau vergißt die Art, wie sie von verschiedenen Männern geküßt wurde. Wie wichtig ist da der erste Kuß! Er bleibt viel fester im Erinnern stehen und beeinflußt viel nachhaltiger das zukünftige Leben, als die meisten Männer sich träumen lassen! Freilich kommt es hierbei auf Sitte, Temperament, Gegend, Rassemischung an. Es gibt Gegenden in Deutschland, in denen die Menschen so abgestumpft sind, daß es sie gar nicht abstößt, sich mit allen möglichen näheren und ferneren Freunden und Freundinnen bei den geringfügigsten Anlässen auf den Mund zu küssen, und es gibt andere, bei denen sogar in der Liebe das Küssen auf den Mund verpönt ist. Selbst in Indien weiß man von solcher Einstellung: Die Bewohnerinnen des Mittellandes zwischen Himalaya und Vindja, meist Arier, hassen Küsse, Nägel- und Zahnmale. Sehr bezeichnend und recht beherzigenswert heißt es in der gleichen Stelle: „Das Benehmen der Frauen ist ansprechend, insofern es der Sitte des Landes gemäß ist." Zu gleichem Urteile sollten doch auch wir uns durchringen und ein überscheues Mädchen nicht geringschätzig belächeln, sofern wir aus „freieren" Gegenden stammen, noch anderseits, wie so manche „nordisch kühle" Frauen das zu tun belieben, über alle freien Sitten uns entsetzen, sofern sie in unsren Landen nicht gebräuchlich sind.)

Eine andere List, die Frau zutraulich zu machen, besteht darin, „daß man sich in vielem unwissend stellt und sie vieles fragt, und sich zufrieden gibt mit dem Nicken oder Schütteln

des Kopfes als Antwort; ja, man soll die Fragen zunächst so stellen, daß sie nur kurze Antworten verlangen. Erhält man keine Antwort, nicht einmal das Nicken des Kopfes, so frage man wiederholt, voller Freundlichkeit und ohne die Frau zu verwirren. Beharrlich fahre man damit fort, wenn sie auch dann nicht redet. Denn antwortet sie auch nicht, so hat sie doch Gefallen an dem Bemühen des Mannes um sie und um das Überwinden ihrer Scheu, was sich durch das beharrliche, sanfte, freundliche Fragen kundtut. Bald wird sie zumindest durch Nicken und Schütteln des Kopfes Antwort geben und nur dann kein Zeichen geben, wenn die Frage ihr Mißfallen erregt. Hier frage dann der Mann: Mißfällt es Dir, daß ich dies gefragt habe? Wenn beharrlich gedrängt, wird sie auf diese Frage entweder ein bejahendes oder ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe geben und in beiden Fällen, wenn man dann nach dem Warum fragt, entweder eingeschüchtert (im zweiten) oder erzürnt (im ersten) eine wenn auch noch so widerstrebende, so doch deutlich in Worten geformte Antwort erteilen. Auf solche Weise bringe man sie zu vertrautem Sprechen." (Wer auch über diese Ausführungen lächelt, den erinnere ich an das Bild der erschreckten, der weinenden, der stumm gewordenen jungen Frau am Morgen nach der Hochzeit. Wie gut tut da ein lindes, beharrliches, gütiges „Wortemachen" des Mannes; ein Sprechenmachen des Weibes anstrebend, ein Erschließen ihrer Gefühle, der Zustimmung, des Abscheus herbeiführend, ein Ausbreiten ihrer Kindererinnerungen, ein Beurteilen ihrer Umgebung, ein Darlegen ihrer Zukunftshoffnungen auslösend! —)

Die nächste List! „Man bitte sie, Betel herbei zu bringen. Danach: Salben (Der weise Inder vergißt seine Salben nicht auf der Hochzeitsreise!!), danach: den Brautkranz. Alles lasse man sich nach und nach bringen. Man bitte um eine Blume

ans Gewand und lasse die Scheue selbst sie daran heften. Jedesmal berühre man sie dabei mit dem tönenden Nägelmale an den Brustknospen" (das tönende Nägelmal wird folgendermaßen beschrieben: Man läßt die Spitze des Daumennagels an einen der gegenüberstehenden Nägel anprallen, so, daß dadurch ein knackender Ton entsteht. An das Kinn, die Unterlippe, oder die Brust legt man die beiden zusammengefügten Nägel an und läßt dann langsam abprallen. Dieses Abprallen rasch hintereinander ausgeführt, hinterläßt auf der Haut nur eine undeutliche Linie und es werden lediglich die Härchen der Haut gesträubt. Diese ganz leise Aufpeitschung, sowohl des Ohres wie der Haut und insbesondere an erregbaren Stellen wie Kinn, Unterlippe und insbesondere an den durch diese Berührung hart werdenden Brustknospen fördert ein leichtes, immerwährendes Ansteigen der dunkel erwachenden Erregung. Wie eine zarte, naturgemäße Kost vom Fleischesser anfänglich als fade abgelehnt wird, so werden derartig zarte Mittel zur natürlichen Steigerung der Erregung von unserem entarteten Geschlecht meist belächelt. Unsere Männer bedenken nicht, daß stürmisch saugende Küsse, heiße zitternde Umarmungen und voreilige Berührungen gehüteter Körpergegenden nichts weiter zur Folge haben, als ein überschnelles Aufpeitschen und gleich darauf schmerzhaftes Verkrampfen aller Empfindung, welch letzteres eintritt in dem Augenblicke, in dem der Geist sich Rechenschaft zu geben sucht über die unerklärlichen Gefühle des Körpers und dabei ein tödliches Erschrecken und vollkommenes Erstarren über die aufgewühlte Empfindung gießt. In der Liebe gibt es nur zwei Wege zum Ziele: ein stürmisches Nehmen im ersten Augenblicke der aufgepeitschten Besinnungslosigkeit, wobei aber fast immer der übertölpelte Intellekt nachträglich durch Vorwürfe, durch Schämen, durch Verwünschungen sich Genugtuung verschafft und auch die

Frau immer im geheimsten sich einmal durch Untreue für diese Überrumpelung zu rächen wünscht, wie ja auch überhaupt das ganze Blutspiel durch solche Art des Überfalles von vorneherein den Charakter eines Hazard- und Gewinn- und Verlustspieles bekommt — oder! man will geschenkt bekommen! Man will spielen, nicht berechnend, um „in" und „out", Vorteil und Nachteil, sondern um des Entfaltens der Schönheit und Kraft willen, will spielen um des Spieles willen allein! — Hierzu gehört aber das Ansteigen und Absteigen in ungebrochenen Linien; darum zum Freiwerden des Wollens auch das Freiwerden des Sprechens gehört, das sich Schenken im wesenoffenbarenden Worte, deshalb das: zum Sprechen bringen und deshalb danach das tönende Nägelmal, das Bewußtmachen der kleinen zarten Haare der Haut, das Sträuben dieser Haare, das wache Harren, das sich in Bereitschaft stellen, das gespitzte Lauschen).

Und die indische Liebeslehre fährt fort: „Wenn das Mädchen dem Manne das tönende Nägelmal verwehrt, so nehme er seine Hand weg und spreche: „Schöngesichtige, ich will es nicht wieder tun, wenn Du mich umarmst." (Die heißer und dreister Gewordene wird daraufhin den Mann das erstemal umarmen; tut sie es noch nicht, so fährt der Mann leise mit dem Spiele der Nägel fort, oder, wenn er Zeichen des Widerwillens bemerkt, läßt er ab und beginnt ein anderes). „Er nimmt sie auf den Schoß und versucht in zarter Weise, sie dahin zu bringen, ihn zu umarmen. Danach setze er, schalkend, sie in leichte Furcht und Verwirrung: ‚Mit Nagel- und Zahnspuren werde ich Dich Schöne zeichnen; dann werde ich mir selbst solche Male beibringen, sie den Freundinnen zeigen und sagen, daß sie von Dir stammen! Was wirst Du dazu sagen?' Mit solchen Einschüchterungen, die zugleich eine Beruhigung für die Mädchen sind, verwirrt er sie nach und

nach. Er küsse sie an allen Gliedern, und wenn er ihre Verschämtheit nach und nach durch das tändelnde Reiben an den Schenkeln vermindert hat, wobei er sie durch die Frage: was ist denn dabei? und durch stetes ruhiges Fortfahren verwirrt, löse er die letzten Hüllen und dringe in die Behausung des Liebesgottes ein. Erst aber muß das dunkle Hindernis der Furchtsamkeit durch die liebevollen Bemühungen beseitigt sein. Man beginne nicht eher, die betäubende Lust zu genießen, als bis die Liebste voller Verlangen ist, sonst wird ihr Genuß zerstört, geradeso, als wenn die Sonnenstrahlen auf eine nicht kalte Stelle fallen." Daß natürlich ein volles Erwecken des Weibes sehr erleichtert wird dann, wenn das Weib zum Manne instinktiv sich hingezogen fühlt, dann also, wenn es von vorneherein den Mann „liebt", das wissen die Inder auch. Liebende Eltern wählen mit großer Sorgfalt aus befreundeter Familie dem Sohne die Gattin, der Tochter den Gatten, und die Sympathiegefühle der Familien zueinander, die gesunden, unverbogenen Wesen der jungen Liebenden, lassen meistens eine echte Liebe zum Gatten in den Herzen der jungen Schönen keimen. Dann gibt es ja neben den von den Eltern vorbestimmten Ehen eine ganze Reihe freierer Wahlformen in Indien, und auf sie beziehen sich einige Vorschriften zum Erkennen der Geneigtheit des Mädchens zur Liebe, die hier folgen sollen.

Dem jungen Inder wird geraten, seiner Auserkorenen hier und da einmal ruhig und fest ins Auge zu schauen. Gerät sie in Verlegenheit und vermag sie den Blick nicht auszuhalten, so darf er auf vorhandene Zuneigung leise hoffen. Wenn ein sonst schamhaftes Kind plötzlich des öfteren Gelegenheit sucht, unter irgendeinem Vorwande die Schönheit ihrer Gestalt und die Vorzüge ihres Körpers zu zeigen, das Haar wird ihm lose, an der sonstigen Bekleidung ist etwas

nicht in Ordnung, es muß schürzen, raffen, binden, enthüllen und tut das alles wie im Traum — daraus kann der Werbende entnehmen, daß das Mädchen ihm zuneigt und daß dessen innerste Gesinnung, ihm selbst unbewußt, auf solche Weise hilflos und arglos sich ihm offenbart. Ferne sei ihm in solchem Augenblicke, das Mädchen zu beschämen, es der Koketterie zu zeihen, oder es mit einem lüsternen Blicke zu wecken, zu verletzen; er erlebe ihr blumenhaft sich entfaltendes Handeln in dankbarer Scheu und hüte sich, etwas darüber zu sagen. Auch erkennt er am besten so, ob bewußte Koketterie ihr Spiel getrieben hat; denn dem Schweigenden gegenüber wird die Nichtbeachtete verstimmt oder übermütig, indem sie innerlich entweder den Verschmähenden verachtet oder den Unschuldvollen und Törichten belächelt.

Wenn das liebende Mädchen auch dem Blicke des Geliebten ausweicht, so folgt sie ihm doch allenthalben heimlich mit den Augen; sie schaut allem zu, was er tut, und wenn er vorübergeht, sieht sie ihm verstohlen nach. Ein rasches Wenden und Aufblicken des in die Arbeit Vertieften oder scheinbar dem Schreiten ganz Hingegebenen ist deshalb eine gute Probe, um aufkeimender Neigung sich zu vergewissern. Nur muß der Mann sehr vorsichtig sein, seine Proben nicht zu oft anzustellen, und je bestürzter das ertappte Mädchen ist, desto seltener stelle er Proben an und desto harmloser gebe er sich. „Ein verliebtes Mädchen," so berichten die indischen Liebeslehrer, „gibt meist auffallend langsame, stockende Antworten und gesenkten Hauptes spricht sie. Sie macht sich aber, ferne stehend, gerne bemerkbar, indem sie mit anderen redet und dabei ihre Augen nach dem Geliebten wendet. Sie lacht plötzlich herzlich auf, reckt ihren Körper, sie herzt und küßt vor seinen Augen ein Kind."

Dies halb bewußte, halb unbewußte Liebkosen eines Kindes ist zwischen Liebenden — es gilt hier gleiches vom Manne — ein sicheres Zeichen, daß Liebe im Aufkeimen ist. Kinderscheue Menschen werden plötzlich kinderlieb; es wacht der heilige Trieb zum Sohne in den Herzen auf.

„Eines Mädchens Liebe ist auch zu erfahren dadurch, daß es bei Freunden und Bekannten viel und gut von dem Geliebten spricht, nicht müde wird, von ihm zu hören, daß es ausspäht, wo es ihn sehen und treffen kann. Zärtlicher wird in solchen Zeiten das Mädchen mit ihrer Freundin und umarmt sie vor dem Manne, den es liebt." — — —

Zögernd, ängstlich fast, habe ich diese Auszüge gebracht. Denn wer ist noch schlicht, einfältig, unverbogen unter uns? Wer freut sich ihrer noch restlos und trauert darüber, daß wir so weit von dieser Schlichtheit und Einfalt uns entfernt haben? —

Würden wir zurückfinden zu ihr, wir empfänden Achtung vor den Liebesproben, Achtung vor den Regeln, die der Inder befolgt, um des Mädchens keusche Scheu, ohne sie zu verletzen, zu überwinden. Wir würden beschämt nachzuleben versuchen den Geboten der Inder von den drei Nächten der Enthaltsamkeit nach der Hochzeit, die dazu dienen sollen, daß langsam das scheue Mädchen vertraut werde mit dem Manne; wir würden nicht mehr lächeln ob der Regeln, die weise lehren, wie man stufenweise das Weib zum Erglühen bringt, langsam es „dreist" macht. Unsre Frauen sind alle nicht „dreist". Der meisten Frauen Ehe ist eine Lüge. Sie sind im Grunde noch scheue Mädchen, genießen aber das Ansehen der Frau, also derjenigen, die wach ist und weiß. Das bringt die Frauen von heute dazu, unwahrhaftig und geschraubt zu erscheinen. Das macht die typische verheiratete Frau der Kaffeekränzchen, der Landpartien, der Abendgesellschaften aus;

die Frau, die keinen gesunden Witz verträgt, die Frau, die innerlich stets unsicher ist, die Frau, die ihre Dienstboten tyrannisiert, auf Unverheiratete herabsieht, im Dünkel ihrer Stellung sich breit macht und die in ihrem Herzen nichts ist als ein verwirrtes, erkältetes, scheues, geschändetes kleines Mädchen.

Ganz anders eine Frau, die im natürlichen, edlen Sinne „dreist" geworden ist! Eine solche Frau, die mit den Jahren der Ehe zu immer innigerer Verschmelzung mit dem Manne heranwächst, wird beispielsweise nicht klaglos oder mit erhaben kühler Miene einer Nebenbuhlerin das Feld räumen, noch durch gemeine, öffentliche Szenen oder Gerichtsklage ihren Mann zurückzugewinnen oder für immer abzustoßen suchen, noch wird sie theatralisch die Kinder an sich reißen und mit ihnen den Mann verlassen, um ihn solcherweise zur Rückkehr zu zwingen; eine erwachte, liebende und in der Liebe glückliche Frau wird andere Mittel haben und kennen, ihren Mann wieder zu gewinnen. Auch hier sind uns die Inder beschämende Lehrmeister. Sie unterscheiden drei Arten von Frauen: die Halberwachte, die Erwachte und die voll Genießende. Jede verhält sich bei der Untreue des Mannes anders. Die Halberwachte trauert in Tränen und Schweigen und rührt den Mann durch ihr Leid. Die Erwachte gerät in großen Zorn, versagt sich dem Untreuen, schilt ihn heftig bei allen entdeckten kleinen und großen Zeichen seiner Abirrung, Namenverwechselung, Zerstreutheit, Heuchelei, langem Ausbleiben; die voll Genießende aber läßt sich nichts anmerken, sondern straft ihn durch gleichbleibende Höflichkeit, aber ausgesprochene Kälte und Teilnahmslosigkeit bei den Umarmungen der Liebe.

Sehr gut ist in allen diesen Darlegungen dem wahren, natürlichen Empfinden der Frauen Rechnung getragen; nicht

etwa geben sich die Frauen so, um zum Ziele zu kommen, sondern umgekehrt; sie kommen eben zum Ziele, sie erreichen die Rückkehr des Mannes, weil sie sich, jede in ihrer Art, ganz natürlich, ganz ungehemmt geben. Die soeben dargestellte Verschiedenartigkeit der Haltung der Frauen der Untreue des Mannes gegenüber läßt uns übrigens deutlich erkennen, daß es dem Inder nicht genügt, sein Weib zu wecken; er will sie mit den Jahren immer inniger sich verbinden; sie soll immer sicherer sich fühlen, in ihrem ganzen Wesen immer verschmolzener mit ihm werden und dadurch stark im Selbstvertrauen, würdevoll im reiferen Alter, gesättigt, glücklich, kraftspendend. Darum die kaum Erwachte noch um den Verlust des Mannes bangt, weil sie noch nicht vollkommen ist in der edeln Dreistigkeit der Liebe; die Frau des mittleren Erwachtseins empfindet einen großen Zorn und starke Eifersucht; sie fühlt sich zwar sicher in ihrer Leistung, fürchtet aber doch stärkere Rivalinnen (sie wird ganz köstlich im Kamasutra gewarnt, ihren Zorn jemals über die Schwelle des Schlafzimmers hinaus laut werden zu lassen, um den Mann nicht abzustoßen und das Reizvolle des Zornes nicht in sein Gegenteil zu verwandeln durch Heranziehen von Mitwissern!); die voll erwachte Frau aber ist ihrer Überlegenheit über alle andern Frauen vollkommen sicher. Sie hat sich eingespielt zu solchem rückhaltlosen Verstehen des Mannes, daß er gar nicht anders kann, als immer wieder zu ihr zurückzukehren. Sie straft ihn mithin durch Kälte beim Spiele.

Trefflich sind die Richtlinien, die die indischen Weisen dem Manne geben, um den Zorn der Frau ob der Untreue zu beschwichtigen und diese wieder zu versöhnen. Er kann anwenden: freundliches Zureden oder Geschenkegeben; er kann einer Freundin der Frau seinen Kummer offenbaren ob seiner Untreue und das Herz der Freundin geneigt machen, die Ver-

söhnung mit seiner Frau zu bewerkstelligen; er kann versuchen, die Frau durch eifriges Reden über ferner liegende Dinge abzulenken, ihre Teilnahme an diesen Dingen zu erwecken und so langsam sich wieder mit ihr vertraut zu machen durch gemeinsames Arbeiten zu gemeinsamen Zielen hin; er kann, aber die indischen Weisen raten, mit diesem Mittel sparsam umzugehen, sich der Frau in inniger Zerknirschung zu Füßen werfen; er kann, und das ist wohl das jungenhaftköstlichste von allen diesen gutgemeinten und im Grunde den Mann entschuldigenden Ratschlägen, er kann einen plötzlichen Schreck oder eine plötzliche Freude hervorrufen, wodurch der Zorn und die Entrüstung der Frau überwunden wird.

Wie aber sieht es in diesen Dingen bei uns aus? Unsere Frauen entschuldigen nicht nur die Untreue eines Mannes, sie fühlen nicht einmal die Pflicht, den Schweifenden, der im Überschuß seiner Kräfte heimlich nach vielartiger Spiegelung seines Selbst strebte, zurückzuholen von solchem Fehlgange und ihn daran zu erinnern, daß er seinen Kindern und Werken Schaden zufügt durch Spaltung, und daß er ein Dieb ist am Gute seines Weibes. Es ist nicht Trauer in ihnen noch Zorn und auch nicht Kälte, sondern Vergrämtheit, Rachsucht, Ekel und heimliche Geilheit. Denn bei alledem wird insgeheim der so viel wagende Mann bewundert und seine gelegentlichen Almosen an die Frau werden mit stummer Seligkeit in Empfang genommen, als handle es sich um die Pflichten einer zurückgesetzten Haremsfrau, dem Pascha gegenüber.

Nichts zeigt uns wohl stärker, wie weit wir uns von unsrer ursprünglichen Würde und vom gesunden Empfinden unserer Vorfahren entfernt haben, als diese Haltung unserer Frauen.

* *
*

Wir haben, unsre Entartung eine kurze Weile vergessend, hinübergeschaut nach Indien, dem Lande der Unschuld und Glückseligkeit. Nun wollen wir wieder ganz in unser armes, kaltes, sonnenloses Land zurückkehren, um den dritten Willen, den Willen zur Läuterung, in uns zu erwecken, und, Abendländerinnen, geschult am seligen Lichte des Morgenlandes, unsre Lampen jenem Lichte gleich zu machen an Glanz und Schönheit, Wärme und hellem Strahlen.

Wir haben es aus den vorhergehenden Blättern vernommen, daß die Männer des Abendlandes die Durchschauung verloren haben und das Fragen nach dem Empfinden des Weibes. Durch Generationen hindurch ist das Weib ohne den Höhepunkt des Genusses geblieben, da der Mann sich allzufrühe gehen ließ und der Zucht mehr und mehr ermangelte. Dadurch ist das Weib entartet. Schmerzhafte, verkrampfte, zu spärliche Menstruationen auf der einen, allzustarke, aus großer Trauer und Hoffnungslosigkeit kommende, ganz hemmungslose, auf der anderen Seite; — Ärzte, die dem allem hilflos gegenüberstehen und den Vielblutenden Ruhe, den Verkrampften Bewegung verschreiben, statt umgekehrt; — allzu frühe kommen unsere Mädchen ins Alter der Reife, allzu früh beginnen bei den immer unbefriedigten, rasch gealterten Frauen die Leiden der Wechseljahre. All dies hat in unseren Frauen bei aller Trostlosigkeit ein einziges Gutes entwickelt: es hat unsere Frauen stark gemacht, Leiden zu ertragen. Es hat sie geradezu stählern gemacht, fühllos gegen allen Anprall, standhaft dem Schwersten gegenüber. Und diese Gabe, die die Not, die übergroße Not geschaffen hat, gilt es nun zu nutzen.

Verzweiflung und Angst hatten die Weinsberger Frauen so überstark gemacht, daß sie ihre Männer tragen konnten; das Leiden der letzten Generationen hat die Frau von heute fähig gemacht, das größte Opfer zu bringen: auf eigenes Glück zu

verzichten und Priesterin zu werden, um denen, die nach uns kommen, zu helfen.

Sie tut es, indem sie, die willenlos und hingegeben sich beglücken lassen sollte, zur klarbewußten Lehrmeisterin des Mannes wird.

Was nun hat die Priesterin den Mann zu lehren? —

Sie hat ihn zunächst zu erwecken zur Erkenntnis seiner metaphysischen Aufgabe, zum Dienste an der Geschlechterkette. Sie hat ihn bewußt zu erhalten in der Pflicht, Vater und Erzieher wertvoller Kinder zu sein. Sie hat ihn zu erziehen zum Feingefühle dem Weibe gegenüber. Sie fordere von ihm Verstehen ihrer Art zu denken, zu fühlen, zu wollen. Sie fordere von ihm das volle Glück der Liebe und lehre ihn, das Glück der Frau zu wollen und führe ihn zum Erkennen, daß ohne dies Glück sein eigenes kein wahres Glück ist. Sie lehre ihn aber auch Selbstvertrauen und Stolz auf die eigene Persönlichkeit dadurch, daß sie niemals am angeborenen Charakter des Mannes etwas zu verändern sucht, sondern diesen in seiner bestimmten Ausprägung mit allen seinen guten, arterhaltenden Gewohnheiten als etwas Heiliges achtet und ehrt und in jeder Weise sich ihm anpaßt und unterordnet. Sie mache sich klar, daß der Mann, so wie er vor uns steht, in der Erscheinung seines Selbst sich nicht erschöpft, sondern daß er in sich trägt das Bild seiner Vollendung, ein Bild, das er vielleicht erst in späten Urenkeln zur Wirklichkeit gestaltet, das aber dennoch im Kerne schon in ihm ruht und danach verlangt, gesehen, erkannt, erfühlt zu werden. Linde und zart den Mann zu führen zu der Erkenntnis, daß er selbst noch nicht die Ausprägung dieses Kernes ist, ihn aber gleichzeitig dafür zu segnen, daß er diesen Kern in sich trägt und um ihn weiß, das heißt den Mann wahrhaft erkennen. Bei manchem

Manne ist der Kern so sehr verhüllt, daß sein Träger gar nicht um ihn weiß. Oder das Leben war so hart und grausam gegen ihn, daß er an seinen edeln Kern zu glauben verlernt hat. Oder das Leben war zu weich und gütig, und ließ ihn sinken und an den Schalen des Kernes sich genügen. Solche Männer erkennen, heißt das Ewige in ihnen allererst ihnen zu Bewußtsein bringen, um dann ihnen zu helfen, den Kern leuchten zu lassen; soweit er selbst leuchtend ist, im eigenen Leben und soweit er nur Fünklein ist zum Entzünden, im Sohne in bewußter Gestaltung der Erziehung des Kindes in diesem Sinne. Scharf trenne mithin ein Weib in klarer Erkenntnis der Doppelnatur des Mannes zwischen Untugenden, die nicht notwendig zum Charakter des Mannes gehörende schlechte Angewohnheiten sind und solchen Zügen, die dem Charakterbilde als solchem anhaften, es ausmachen, es zu einem individuellen und ehrwürdigen prägen. Das Erforschen der männlichen Ahnen des Mannes, das Lauschen auf die Wiederkehr gleicher, wesenseigener Züge in den Kindern helfe der Frau zu solch klarem Erkennen. Sie frage sich in Hinblick auf die Ahnen ihres Mannes: Was haben diese Männer angestrebt, und was haben sie geleistet? Was war der Grad ihrer Zucht, ihrer Pflichterfüllung? Welchen Aufgaben waren sie voll gewachsen und welche waren zu schwer für sie? Inwieweit waren sie verläßlich, treu, ehrlich, sachlich, gründlich, kühn, behende, gleichbleibend, strebend, bauend, schlichtend? Das Weib versuche, im Bilde ihrer aller die Gleichheit aus der Verschiedenheit herauszuschälen. Es mache sich klar, was der Grad der Intelligenz der jeweiligen Mutter, was Umwelt und Berufsverschiedenheit, was Not oder Sorgelosigkeit, was Friede oder Kampf mit Vor- oder Nachfahren zum Urbilde hinzugetan oder von ihm weggenommen haben. Vielleicht war der Großvater Königsbauer auf freier Scholle, der Vater

Handwerker, der Sohn Gewerbetreibender — — welcher Wandel der Umwelt, der Aufgaben, des Sorgen- und Pflichtenkomplexes! Vielleicht sang in einem Urahnen einer Mutter Musikbegabung alle Sorge in Schlaf, indes in dessen Sohnes Wesen ein kleiner Geist sich grämte und zermürbte, um als Enkel, beschenkt mit ungewöhnlich hellem Verstande, in seinen Leistungen sich hoch über alle Anderen zu erheben! Immer aber schwang in ihnen allen die gleiche Stärke des Willens, die gleiche Kraftmenge zur Selbstentäußerung, der gleiche Grad des Strebens nach Reinheit. Mit diesem Grade lerne eine liebende Frau rechnen und sich bescheiden; diese Erkenntnis mache sie bereit, angeborene Charakterschwächen, die unveränderlich sind, nicht zu bekämpfen, sondern in Liebe sie zu tragen und ihr Verwunden zu verhüten, solcherweise sie adelnd als Schatten, die zu dem lichten Bilde des Mannes notwendig gehören und darum vom hingebenden Weibe mit dem Lichte zugleich gütig zu lieben sind.

Das Weib als Priesterin sei sich immer dessen eingedenk, daß die Schaffung einer vollendeteren Form des Vaters im Sohne wichtiger ist, als ein doch nur sie allein beglückendes Vasallentum des Mannes. Kann sie nicht beide zur Vollendung heranbilden, so bescheide sie sich mit ihren Wünschen und stelle die Erfüllung des Mannes im Sohne über das Glück des vollen Verstandenwerdens. Und wollte manches Weib verzagen, weil es einem Manne zugesellt ist, dessen Geschlecht nicht mehr im Aufstiege, sondern im Abstiege ist, weil es seinen Höhepunkt übergangen hat durch falsches Lieben und Askese am unrechten Orte, so erkenne solches Weib das Wertvolle seines Mannes darin, daß er danach verlangt, Anbetender zu sein eines Großen und es helfe ihm, den Gegenstand solcher Anbetung zu finden und Vasall, Knappe, Diener des Großen zu werden. Wie die Ähren sich neigen,

schwer von der Frucht, die sie tragen, so neigt sich jeder große letzte Sproß und Werkeschöpfer edelsten Geschlechtes unter der Schwere der Last der Verantwortung, die auf ihn gelegt ist. Er hat ganz leichten Anflug der Überfeinerung, sei es in Gestalt oder im Denken, sei es im Handeln oder Schauen. Liebend ist er darum Freund dem Abgleitenden und ahnt sein tiefes Leid, einem Geschlechte anzugehören, das seinen Gipfel überschritten hat. Er trägt gütig seine Schwächen und er, der Große, der Einsame, dankt dem Schwachen durch stetes Kraftspenden die Treue des Vasallentums.

Unsere noch kräftigen Männer des Aufstieges lehre die Priesterin, die gestörte Verbindung mit dem eigenen Wesen, mit dem „Sonnengeflechte" wiederherzustellen. Strafende und Anklagende sei sie törichten und würdelosen Frauen gegenüber, welche, das furchtbare, das entehrende Kirchengebot im Ohre: „versage dem Manne nicht die schuldige Freundschaft", sich hingeben zum Geschäfte der Liebe ohne die geringste Einschwingung; jenen Frauen gegenüber, an denen der Akt vorübergeht ohne jede lösende, befreiende Wirkung, und die durch ihn nur aufgepeitscht, gespannt, gereizt, launisch und unruhig werden. Die Priesterin mache solchen Frauen klar, welches Unrecht sie begehen, nicht nur an sich und am Manne, nein, auch an dem Kinde, das notwendig ein unharmonischer Mensch ohne Seelenleuchten werden muß. Die Priesterin lehre, daß Hingabe ohne Lust und nur aus der Angst heraus, den Mann durch Versagen zu verlieren, der beste Weg ist, die eigene Würde und die Liebe des Mannes vollkommen einzubüßen. Sie mache deutlich, daß durch eine Hingabe ohne Wunsch und Leidenschaft die törichten und unedeln Frauen den Mann auf abschüssige Bahn führen, denn sie gewöhnen ihn an ein Genußempfinden ohne Echo und sie stoßen durch ihren blinden und seelenlosen Gehorsam einen fein empfindenden Mann

von sich. Die Priesterin lehre, daß Hingabe an einen Ehebrecher dem Weibe schwerste Schuld ist, da doppelt es sich vergeht; es macht eine Schwester unglücklich und wirft sich weg an einen Untreuen. Sie lehre eine betrogene Frau das Wahren der Würde, des Maßes und der Zurückhaltung in der Zeit des Fehlgehens ihres Mannes; Güte aber und Verzeihen und Vergessen lehre sie sie, wenn er zurückkehrt.

Die Priesterin sei auch Hüterin und Freundin späten, edlen Mädchens, das in der Verzweiflung seine Jungfräulichkeit um des Erlebens der Liebe willen in einer es erniedrigenden Zufallsepisode preisgeben will und sie spreche dreimal wehe über die Einflüsterer, die Standhaften den teuflischen Rat geben: Leget nur einmal eure Scheu ab, damit ihr wenigstens das Erlebnis kennt und eine Erinnerung habt, daran zu zehren! — Sie sage: wie kann eine solche Erinnerung beglücken? Ist sie nicht wie ein häßliches Brandmal, nie auszulöschen, immer lebendig: ich habe mich einmal weggeworfen aus Brunst an Brunst; er hat mich nicht geliebt, sonst hätte er mich nie gelassen; o wie unendlich arm bin ich; einsam und geschändet dazu! — Sie auch sei die Hüterin der verlassenen Frauen und bewahre sie davor, einem Geliebten sich zu eigen zu geben, um ihr Leid bei ihm zu vergessen. Der Mann muß des Weibes Gott bleiben trotz all seiner Untreue. Nie kann er durch einen andern ersetzt werden. Und wie, wenn er zurückkommt und findet sein Weib gebunden an einen Andern?

Die Priesterin erziehe unsere Jugend zu Zucht und Wahrhaftigkeit und zur Reinheit und Natürlichkeit in der Liebe. Sie sei es, die, ganz abgeklärt, ganz wunschlos, in den Menschen um sie herum das Sehnen erweckt, sich zu vergeistigen und in der Vergeistigung den Andern zu dienen; sie führe die Menschen jenen beseligenden Kreislauf, der sie über

die Tierdunkelheit hinweg zurückführt zur Reinheit und Unschuld der Pflanzenstufe.

Allen sei sie Mutter. Sie gestalte das burschikose Mädchen zur züchtigen Jungfrau, den weichlichen Knaben zum sehnigen Jüngling, sie wecke in der Frauenrechtlerin das Verstehen der Pflicht des Opfers, sie eine Getrenntes und führe für einander Bestimmtes zusammen.

Ist es eine wissende Frau, von der wir jetzt sprechen? Eine Frau, die alles erlebt hat? Eine Verlassene, eine Glückliche oder eine Wartende?

Wenn es eine Frau ist, der die Wahrheiten dieses Buches Echo aufrufen des eigenen Instinktes und wenn sie diese Wahrheiten so ganz sich einverleibt, daß sie sie bekennen und verteidigen kann vor aller Welt, dann ist es fast belanglos, ob sie eine Wissende ist oder eine nur Ahnende. Ihre Güte gibt das Maß des Wertes ihrer Priesterschaft. Täglich, stündlich, jede Minute kann sie priesterlich wirken; mit Worten zeugend, wo das gefordert und nötig ist; und schweigend im vorbildlichen Wirken des Alltags.

Das Neue aber, was die Priesterin zu wirken hat, ist dieses: sie hat das Verhältnis von Mann und Weib von Grund aus umzugestalten. Wir leben in einer Zeit des Mannesrechtes. Das Gesetz der Frau heißt in den Zeiten des Mannesrechtes: Gehorsam. Wenn diese Zeit versinkt, und sie muß es, und wenn an ihrer Stelle die Zeit der Verschmelzung heraufkommt, dann heißt das Gebot für den Mann: Gehorsam. Im Leben des Alltages und der Wirklichkeit, im Leben des Brauches, der Sitte, in den Fragen von Recht und Pflicht, in der Frage: Tut es dem andern weh oder wohl? überall da muß das Weib befehlen und der Mann gehorchen. Denn das Weib ist es, das die vielen kleinen Dinge des lebendigen Alltags stetig im wachen Bewußtsein hält, und un-

endlich viel kleine Not und Sorge erspart sich der Mann, wenn er in allen diesen Dingen dem Weibe gehorchen lernt. Das Weib aber bringe von sich aus dem Manne zuvorkommende Dienstbereitschaft entgegen. In den großen ewigen Dingen Werkzeug, Wegebereiterin des Mannes und willenlos ihm hingegeben, sei das Weib unerbittliche Herrscherin, wo Treue und Beständigkeit, Wahrhaftigkeit, Rücksichtnahme, Güte, Zurückhaltung vom Manne zu fordern sind. Der Mann stürmt voran, aber das Weib hält die Zügel; so ergänzen sich beide.

Dies Bild erscheint uns fremd. Wenn es uns wieder vertraut wird und wenn wir es erleben als das germanische Urbild, dann sind wir auf dem Wege zu unserem Aufstiege.

Der Mann, Träger des Charakters, gibt auch dem Weibe die Prägung seines Wesens. Das Weib aber, Trägerin des Geistes, wird Geistführende des Mannes. Es ist der Mann, der zunächst das Weib gestaltet. Indem er das Weib teilnehmen läßt am eigenen Wachstum, in dem er es Stufe um Stufe mit sich nimmt in der Entfaltung des eigenen Wesens, hilft er ihm zu immer bewußterer Gestaltung des eigenen Selbst und erwirbt er sich im Weibe eine immer treuere, verständnisvollere Dienerin.

Wächst so das Weib ganz und gar hinein in die Arbeit des Mannes, in seine Not und in seine Freude, so findet im Spiele die Charakterbildung ihre weitere Ergänzung.

Je lebendiger der Mann das Weib macht, je mehr er es dazu erweckt, dem Grade seiner Leidenschaft restlos Widerpart zu bieten, desto allverstehender wird das Weib. Alles, was der Mensch als unentschuldbar verwirft, das verwirft er nur deshalb, weil es über seinen Horizont der Willensspannung geht. Je leidenschaftlicher das Weib wird, desto weniger entsetzt es sich über Irrungen, Verbrechen, Affektausbrüche.

Wer sich einmal klar macht, daß die Wurzel weitaus der meisten Missetaten in den von der Liebe angespornten Leidenschaften zu suchen ist, wer, weil er das Glück der Liebe im ganzen Ausmaße kennt, genau weiß, was dessen Verlust, dessen Vortäuschung, dessen Wechsel für Liebende bedeutet, der steht allem Menschlichen verstehend, gütig, durchschauend gegenüber. Nun haben wir oben gesagt, daß es die höchste Aufgabe des vollkommen gelösten Weibes sei, zur Erkenntnis des tat twam asi durchzudringen, alle Menschen der Gleichzeitigkeit im Raume liebend zu umfassen und ihnen schwesterlich nahe zu sein. Der Mann, der seinem Weibe durch fesseln in seiner Arbeit und lösen im Blutspiele zur Vollprägung des Charakters hilft, schafft sich so im Weibe die Führerin zu den Mitmenschen. Wie der Mann gradweise in jeder Generationsstufe den Gott in sich deutlicher entschält, so wächst das Weib durch das Erwecktwerden gradweise hinein in immer reinere Menschenliebe, in immer umfassenderes Mitfühlen. Zuerst ganz hingegeben nur an Mann und Kind, reift es nach Vollendung dieser Aufgabe, also dann, wenn Mann und Sohn sich selbst gefunden haben, heran zu jener Aufgabe, die Tagore mit Welt-Shakti bezeichnet: „Die Macht, der Liebe freie Bahn zu schaffen innerhalb aller Bereiche der Menschlichkeit.“ Hier dann beginnt für den Mann die Pflicht zum Gehorsam.

Viele Frauen verbauen sich töricht solches Wirken auf den Mann, indem sie, statt dem Manne im milden, versöhnenden Lichte des Allverstehens seine Brüder zu zeigen, ihn im Zorn und Haß gegen Andere bestärken. Aufgabe des Weibes ist es, milde Beurteilung zu wecken; überall die entschuldigenden Motive des Handelns gütig zu entschleiern. So hilft das Weib dem Manne, der nur das Ego sieht, zum Altruismus.

Hier wird dann offenbar, daß das „Ewig-Weibliche uns hinanzieht“. Das durch den Mann zum Charakter und kraft

der vollentwickelten eigenen Uranlage allverstehend gewordene Weib erhebt sich auf höchster Stufe über den Mann der Söhne. Der Mann der Söhne gestaltet nur den Einzelnen, aber am Ende der Bahn stehen viele höchste Einzelne. Sie zur Verschmelzung in der großen Bruderschaft zu bringen, das ist des Weibes seliges Tun. Der Weg zur höchsten Weisheit und allverstehenden Güte geht über das Weib. Seine Güte gießt Zauberlicht über alles Unvollkommene und läßt in allem Umdunkelten den lichten Kern entdecken; das Weib lehrt Vertrauen und Glauben; seine ewig quillende Liebe schmilzt den Verstocktesten um zum Büßenden, den Schweigenden zum Bekenner, den Lügner zum Wahrhaftigen. Weil das Weib unverrückt an das Gute glaubt, bringt es das Gute in der Welt zum Durchbruche. Das Gute kann nicht anders, es muß sich offenbaren, wenn es aus allem Dunkeln und Verschlackten durch den gläubigen Erlöserblick des Weibes hervorgelockt wird. Das ist das Ziel und die Aufgabe des neuen Weibes: Göttliche Zauberin zu sein, die das Böse verwandelt in Gutes durch die Kraft ewig vertrauender Liebe.

Unter den Vielen, die die vorhergehenden Blätter gelesen haben, werden Einige sein, die das Buch beim Lesen deshalb lieb gewonnen haben, weil es eine Menge Gedanken enthält, die sie selbst schon gedacht haben oder die starken Widerhall in ihnen fanden. Ob diese Wenigen sich wohl entschließen könnten, das, was sie nicht verstanden haben, oder was ihnen unrichtig erschien, zunächst einmal zu glauben!?

Das alte germanisch-griechische Seherwort heißt: „Glauben muß, wer lernen will." Frauen, die diesem Worte nachleben wollten, würden sich dadurch auf den Weg machen, Priesterinnen zu werden. Welch seliges Beginnen, alles in sich aufzunehmen, was in diesem Buche steht und dann einzu-

treten in die Schwestergilde Jener, die helfen wollen in Wort und Tat, daß die neuen Gedanken Leben, Form und Atem gewinnen in unserm Volke! Wo sie auch stehe, die Schwester, sie wirke im Sinne des Neuen. Sie sei nicht mehr herbe, sondern würdevoll. Nicht mehr besserwisserisch, sondern stolz. Nicht mehr werbend um Liebe, sondern Liebe schenkend. Nicht mehr neidend, sondern fördernd. Nicht mehr schweigend, sondern kündend. Was hindert an solchem Tun?

Die große Sehnsucht nach dem eigenen Glücke? Vielleicht kommt es in dem Augenblicke, in dem es nicht mehr ersehnt wird. Es gibt ein wundersames Entsagen des nicht umworbenen Weibes, das, wie Goethe einmal sagt, in der Stunde schön wird, in der es die Worte: ich bin nicht schön, zu sich selbst spricht.

Oder hindert Dich daran, Priesterin zu sein, das starre Festhalten an dem einen einzigen Gedanken und Wunsche, Mutter eines Kindes zu werden? Aber weißt Du denn, ob Du nicht berufen bist zur Künderin der in Deinem Geiste als wahr erkannten Botschaft der neuen Religion, als Künderin, nicht durch die Tat, sondern durch das Wort? Vielleicht sollst Du nicht einem Kinde, sondern, als klar Verstehende, Hunderten von großen und kleinen Kindern Sonne und Licht ins ganze Leben bringen?!

Oder steht im Wege ein Anderes? — Stehen im Wege die vielen schon gelesenen Bücher über die gleichen Fragen, die Du rasch und gierig auffsaugtest wie dieses, und die Dir Echo weckten zum Teil und Ablehnung zum andern; wie dieses? Warten schon die anderen Bücher, die Du nach diesem lesen wirst? Werfen sie schon ihren kündenden Schatten herein selbst über die Lichter dieses Buches? Es steht nicht in meiner Macht, Dich ganz zu gewinnen. Ich kann Dir nicht die Kraft geben, zu entsagen, auch kann ich Dir die Sehnsucht nicht

wegnehmen. Aber was mir möglich ist, das will ich tun. Was ich selbst gelesen habe an wichtigen Büchern der Zeit über diese Fragen, das will ich beleuchten, und das Schwache in ihnen vor Deinen Augen sondern und Dir Gleichklänge zeigen und Mißklänge. Vielleicht dann wächst Dir der Mut und der Wille zum seligen Glauben.

Wenn ich das getan habe, werde ich, die Feder niederlegend, auf die Zeit hoffen und auf den guten Willen und das reine Herz derer, die in meinem Stammeln die Vorbotschaft der neuen uralten Religion vernehmen. Dann möge auch über uns bald das Tagorewort sich schreiben lassen: „Durch unsere Fortschritte wird das Ganze der Welt und unser Einessein mit ihr unserem Geiste immer klarer. Wenn diese Erkenntnis der Vervollkommnung der Einheit nicht nur eine intellektuelle ist, wenn sich unser ganzes Wesen dadurch zu einem leuchtenden Bewußtwerden des Alls öffnet, dann wird sie zu einer strahlenden Freude und einer alles überflutenden Liebe. — — Wenn ein Mensch das rhythmische Klopfen des ganzen Seelenlebens der ganzen Welt in seiner eigenen Seele fühlt, dann ist er frei.“

IV.

Kritischer Anhang.

Unter den Büchern der Zeit über die beiden Geschlechter ragt unstreitig das Werk der beiden Vaerting[1]) als bedeutungsvoll hervor. Daß es von einer Frau wie Pia Sophie Rogge aufs lebhafteste begrüßt wird (siehe: Eiserne Blätter, Berlin, 17. Januar 1926) ist vollkommen begreiflich. Räumt das Buch doch auf mit viel lächerlichem und traurigem Zopf wie beispielsweise mit der Legende von der ersten Pflicht der Frau, schön, und der ersten Pflicht des Mannes, klug zu sein, mit der törichten Behauptung, das Weib sei in jeder Beziehung dem Manne geistig nachstehend, aber emotionell überlegen. Ein Mensch, der, wie Frau Rogge, vor allem nach Herstellung möglichster Gerechtigkeit und sauberer Wahrheit strebt, muß daher unbedingt dies fleißige und gründliche Werk begrüßen. Wir verstehen aber auf der anderen Seite auch vollkommen, daß Dr. Leonore Kühn in „Frau und Nation" (referiert durch Emma Witte in „Eiserne Blätter" vom 21. März 1926) in diesem Buche eine starke Gefahr sieht für unser Volk, und das wegen der Folgerungen, die die Verfasser aus ihren Findungen ziehen. Dr. Leonore Kühn verbirgt ihre große Sorge hinter der Anzweiflung des Tatsachenmateriales der beiden Verfasser. Eher hätte sie die Anhäufung unzulänglicher, weil niemals dem zu prüfenden Kerne

---

1) Mathilde und Mathias Vaerting, Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie, Karlsruhe 1923,; dieselben, Männerstaat und Frauenstaat, ebenda, 1921.

der Affekte nahekommender Experimente geißeln können, die in diesem Buche in lächerlicher Breite und Ernsthaftigkeit auftreten, als daß sie gerade das Tatsachenmaterial ethnologischer Art hätte anzweifeln dürfen. Denn, wenn wir auch hier und da tendenziöse Unterstreichungen vermuten, so ist das Material an sich doch so erdrückend, daß an der Tatsache nicht zu zweifeln ist, daß es ausgesprochene Frauenherrschaft gab, gibt und geben wird, und das nicht nur bei niederen, sondern auch bei hohen Völkern. Dagegen können auch alle temperamentvollen Angriffe Christiansen's[1]) nichts ausrichten, mögen sie an sich noch so viel Wahres enthalten. Wir werden später noch darauf zurückkommen.

Nein, um die Vaerting'schen Schlußfolgerungen zu entkräften, die nämlich, daß die Gleichberechtigung das anzustrebende Ideal der Menschheit sei, müssen wir ganz anders vorgehen und viel weiter ausholen. Hilfe dazu sei uns die Darstellung, die in sachlich knapper Kürze die beiden Vaertings den Theorien Bachofens und Kemnitz' geben. Sie schreiben: „Nach Bachofen hatte die Frau in der Urzeit bei vielen oder den meisten Völkern die Herrschaft, jedoch kam mit steigender Kultur der Mann zur Herrschaft" (I, 159).

Ergänzen wir diese Anschauung durch unsere eigenen neugewonnenen und im vorliegenden Buche dargestellten Erkenntnisse, so ergibt sich:

Die Urzeit, angesehen als Hegerin kleiner, rassereiner und unbedrängter Völkerfamilien, konnte sehr wohl dem Weibe die Macht in die Hand geben. Galt es doch nur, das möglichste Wohlbehagen Aller zu sichern. Im friedlichen Nebeneinander in der Periode des Wachsens, Gedeihens und Entfaltens mögen Staaten mit Frauenherrschaft ausgezeichnet

---

[1]) Christiansen, Hans, Was ist Wahrheit? Wiesbaden 1924.

gedeihen; auch begegnen Herrscherinnen noch sehr gut solchen Feindesangriffen, die auf Diebsgelüst sich aufbauen; aber wenn ein Land für immer und allezeit vernichtet werden soll um seiner Leistung willen, wenn also nicht nur das Behagen, sondern die zukünftige Machtstellung als freies Volk aufgehoben werden soll, dann wird allein der Mann, der allein der Träger des Gedankens der metaphysischen Ehrenpflicht am Geschlechte ist, und der also einen Grad des Durchhaltens und der Todesverachtung diktieren kann, der Weibes Natur fernliegt, ein Land kraftvoll zum Siege und zur Selbstbehauptung lenken können. Hand in Hand damit geht folgendes: Mit dem Zusammenstoße mit anderen Rassen und der darauffolgenden Vermengung mit ihnen ändert sich das Bild der einfachen, leicht lenkbaren Völkerfamilie grundlegend. Kulturschaffen heißt von da ab nicht allein, möglichst viel Glück für alle gewährleisten, sondern, es heißt, die Ausmerzung des artfremden Blutes durchführen, dessen Aneignung und Einschmelzung zur Bewußtwerdung der eigenen Art, zur Läuterung, zur Vergeistigung bestimmt war. In diesem Gärungsprozeß zur Klärung des Geistes, zur Läuterung des Mostes in Wein, muß notwendigerweise das Männerrecht auftreten, und zwar geschieht dies in zwei verschiedenen Formen: in der dunkeln Form des Despotismus, und in der lichten des Herrentums. Der Mann des Despotismus hat der metaphysischen Aufgabe der Selbstverwirklichung im Sohne vergessen, er sieht im Weibe nur noch Lustobjekt, er übersieht des Weibes Eigenprägung und wird so zum Sklavinnenhalter. Der Mann des Herrentums rettet sich durch die Verdunkelung hindurch die Schau aufs Ziel, und die Verkettung mit Urahn und Urenkel zwingt sich das ihm nötige Weib, ritterlich-herrenmäßig es sich erobernd, in den Dienst seiner Geschlechterkette.

Die dunkle Form, der Despotismus; das ist dasjenige, was der Männerherrschaft im Vaertingschen Sinne entspricht. Er führt mit Notwendigkeit zu einem Staatswesen hohler Übersteigerung und unwirklicher Kraft, dessen Macht in großen Feuerproben zerschellt und ein schwächliches Männergeschlecht genußgewohnter Paschas übrig läßt, die, nach den erlittenen Schlappen gänzlich mutlos geworden, sagen: Wenn es uns nur noch einigermaßen gut geht, unsere Kinder sollen sehen, wie sie mit sich selbst fertig werden. Sind die Männer erst einmal an diesem Punkte angelangt, an dem der Verantwortungslosigkeit der Vergangenheit und Zukunft gegenüber, streben sie nicht mehr danach, den Staat nach groß angelegten Richtlinien zu lenken, die die Zukünftigen sicherstellen und die Vergangenen ehren, dann treten die Frauen, die schon zuvor versucht hatten, ihr Sklaventum zu beseitigen, mit vollem Rechte auf den Plan und verlangen von den Verweichlichten die Pflichterfüllung um der nächsten Generation willen, der sie als Mütter leiblich verbunden sind. Die Frauen, durch Entehrung und Entbehrung stählern geworden, treten jetzt als Rächerinnen und Führerinnen auf den Plan. Die Gleichberechtigung ist da und der Frauenstaat macht Miene, sich zu verwirklichen dann, wenn die Frau nicht der metaphysischen Aufgabe des Mannes sich bewußt ist als Weg zum tat twam asi der Allverbrüderung. Ist sie das letztere, so wird nicht von ihr angestrebt werden Gleichberechtigung, und Frauenstaat wird nicht seine Folge sein, sondern sie wird den Mann zur Erkenntnis seiner Aufgabe führen, soweit er diese noch nicht hat, und zum Durchhalten in der als richtig erkannten, indem sie den Mann des lichten Herrentums vor allen andern achtet und ehrt. Und indem sie den Mann als Herrscher einsetzt in der Liebe, wird sie ihn stark machen, Länder der Hochblüte, die die Feinde vernichten wollen, kraftvoll

durch alle Fährlichkeiten in der angestammten Freiheit zu erhalten und ihr selbst fortan den Platz anzuweisen, der ihr gebührt, Rätin des Heiles, der Wohlfahrt, der Güte, der Gerechtigkeit, des Wachseins, des Durchdenkens, des Adels und der Zucht.

Halten wir uns im Angesichte dieser Betrachtung den Vaertingschen Schlußwunsch vor Augen, es möge eine Zeit kommen, in der nicht mehr Männerrecht über Gleichberechtigung hinweg umschwinge in Frauenrecht, sondern auf der Gleichberechtigung mögen wir stehen bleiben, so scheint es beinahe, als ob unsere Ansichten und die der Vaertings sich vollkommen decken. Dem ist aber nicht so. Für die Vaertings sind die beiden Begriffe Gleichberechtigung und Gleichartigkeit Synonyma; wir sehen in dieser Tatsache geradezu das Signal zu nie endender Pendelbewegung vom einen zum anderen Rechte hin. Erst die Erkenntnis der Verschiedenartigkeit kann die Erlösung und Ruhe bringen.

Vergleichen wir nun zunächst mit unseren Ansichten die der Mathilde von Kemnitz (Zusammenstellung der Vaertings):

„Kemnitz versucht, neue Erklärungen für den Übergang von der Frauen- zur Männerherrschaft zu geben. Die Ursache der Frauenherrschaft sieht sie in der zeitweisen sexuellen Abhängigkeit des Mannes vom weiblichen Geschlecht. Diese Herrschaft war nach ihrer Meinung von der Sexualität diktiert. Die sexuelle Abhängigkeit des Mannes aber widerstrebte seiner Charakteranlage. Als der dauernde Besitz einsetzte, der nur durch männliche Körperkraft erworben und erhalten werden konnte, setzte sich der Herrscherwille des Mannes durch und unterjochte die Frau. Als das Aufblühen von Wissenschaft und Industrie einsetzte, wurde das männliche Geschlecht so durch Arbeit in Anspruch genommen, daß hierdurch ein „Sedativum“ für die Sinnlichkeit geschaffen wurde. Des-

halb kann jetzt die Gleichberechtigung der Geschlechter durchgeführt werden, ohne daß der Mann in sexuelle Abhängigkeit von der Frau gerät. Sein Hang zur Unabhängigkeit wird also heute durch die Gleichberechtigung nicht tangiert."

Hierauf ist zu sagen: Nur der Mann als Despot kam in sexuelle Hörigkeit des Weibes und das dann und da, wo ein Weib stärker war als ein Mann in der Aufpeitschung und in dem Versagen. Nur der Mann, der seiner metaphysischen Aufgabe vergessen hatte oder der einer Rasse angehörte oder in einer Kaste stecken blieb, die hiervon nichts ahnte, konnte der Sinnlichkeit in dem Maße verfallen, daß sie ganz und gar Herr über ihn wurde und ihn dadurch zum Weiberknechte machte. Nie doch ist die Annahme zulässig, daß ein hohes, edles Mannsvolk in seiner Gesamtheit sexuell abhängig vom Weibe geworden wäre; Frauenrecht, Mutterrecht ist ja doch nicht mit dieser Darstellung der Frau von Kemnitz erschöpft, sondern nur seine dunkle Form ist damit gekennzeichnet, die der Hetärenmacht!! Die lichte Form, die der großen Allmütterlichkeit in Zeiten der Entfaltung scheint Frau von Kemnitz gar nicht in Betracht zu ziehen! — Die dunkle Form nun läßt sie, und das mit Recht, abgelöst werden durch den durch die Industrie „entsinnlichten" Schwächling Mann, der die Macht dem Weibe nun zur Hälfte lassen kann, da dieses ihn nicht mehr „beunruhigt", ihn, den erbärmlich kraftlosen! Ein wahres, grausiges, aber glücklicherweise doch recht einseitiges Bild! Wir sehen es allseitiger, sehen das durchs Leid stählern gewordene Weib neben dem hilflos nach ihm suchenden Manne eines immer noch edeln, immer noch starken, wenn auch verbogenen metaphysischen Herrentums; wir sehen das neue Weib, willig und kräftig zum Schmelzen und zur vollkommenen Hingabe ohne Ermatten, und wir sehen den neuen Mann, stark im Fordern, stark im Herrschen.

Nicht sehen wir Mann und Weib nebeneinanderstehend in einer durch Entsinnlichung erkauften lähmenden Gleichberechtigung, sondern in einer durch klare Erkenntnis eroberten und in gutem und reinem Willen geübten Ergänzung.

Was wissen von solchem Zukunftsbilde die Vaertings? Ihre Schlußfolgerungen aus fleißig gesammelten, objektiv dargestellten klar geordneten Tatsachen entbehren des lebendigen, sind mathematisch. Die Vaertings errechnen ein Zukunftsbild genau so, wie sie Vergangenheiten konstruieren. Über ihre Ausführungen ist durchweg das Wort zu setzen: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.

Hierzu einige Beispiele:

„Im Männerstaate," sagen sie, „gilt die Schönheit als hervorragendes Attribut der Weiblichkeit und wird die Intelligenz in besonderem Maße dem Manne zugeschrieben. Im Frauenstaate ist es genau umgekehrt, und bei steigender Tendenz zur Gleichstellung beider Geschlechter werden beide Eigenschaften beiden Geschlechtern in gleichem Maße zugelegt." Diese genau mathematische Formel durchbricht die gegebene Wirklichkeit: Bei Gleichstellung der Geschlechter im Sinne der Ergänzung (nicht Gleichberechtigung) tritt das Fragen nach Schönheit und Intelligenz zurück hinter das Fragen nach Freiheit und Durchschauung und gehört dem Manne Freiheit, Herrentum, Schönheit der Kraft mithin, zu; dem Weibe Hingabe, Durchschauung, „Bezauberung", also Schönheit des Geistes; den geistvollen Mann ergänzt das geistreiche Weib, der Mann beschließt, das Weib berät, der Mann betreut das Bleibende, das Weib den Wechsel.

Die Vaertings sagen weiter: Da im Männerstaate der Mann, im Frauenstaate die Frau Namen, Stand und Nationalität des Kindes bestimmt, so ist es einerlei an sich, wer den Namen gibt und im Zustande der Gleichstellung auch be-

langlos. Sie führen zur Erhärtung ihrer Behauptung die amerikanische Mode an, Doppelnamen zu führen, den des Vaters und den der Mutter zugleich.

In Wahrheit verlangt der Zustand der Gleichstellung, daß der Vater den Namen gibt und daß er Verantwortung, Segen und Fluch des Namens trägt, indes das Weib, von alledem befreit, Geistträgerin ist, namenlose, aber dafür Symbol des ewigen tat twam asi der göttlich unnennbaren Verschmelzung. Die gottselige Charakterlosigkeit des Weibes ist die Stärkeprobe lichter Mannesherrschaft.

Die Vaertings sagen weiter: Im Männerstaate schmücken sich die Frauen, im Frauenstaate die Männer. Im Gleichstellungsstaate wird beides sich ausgleichen. Das ist nicht richtig. Im Gleichstellungsstaate wird immer das Weib das Geschmückte sein, denn Kraft ist sich selbst selig, aber Geist bedarf der schönen äußeren Form.

Die Vaertings sagen: Frauenstaat schafft männliche, Männerstaat weibliche Bordelle. Wegen der geringeren sexuellen Leistungsfähigkeit des Mannes (!?!) wird aber der Frauenstaat weniger Prostitution aufweisen als der Männerstaat, und ein Gleichstellungsstaat wird mit ihr aufräumen.

Auch hier wieder reine Konstruktion. Zunächst: es ist entehrend für den Mann und beschämend für das Weib, als größere sexuelle Leistungsfähigkeit zu bezeichnen, was nur Stillehalten ist. Ein armes „Mädchen der Freude", das per Nacht im Freudenhause bis zu fünfzehn Besucher zu empfangen hat, wird sicher ebenso selten bei allen fünfzehn Gängen „kommen", wie ein Mann zu fünfzehn Gängen in einer Nacht fähig ist. Möglich ist beides, und die Durchschnitte sind ebenfalls gleich. Daß wir es anders wissen, kommt daher, daß im Männerstaate die Männer offener von

„leistungsfähigen" Frauen erzählen als die Frauen von leistungsfähigen Männern.

Die Prostitution im Frauenstaate würde also nur andere Formen annehmen, aber sicher nicht geringer sein. Im Gegenteil! Die Prostitution im Männerstaate ist eine Einrichtung für träge Männer. Die Prostitution im Frauenstaate würde der Befriedigung „scharfer" Frauen dienen. Im Staate der Gleichstellung würde die Prostitution nur dann verschwinden, wenn die Erkenntnis und die Liebe sich so klären würden, daß kein Mann und kein Weib mehr sich hingeben könnte zum Genusse, ohne die Liebe des Partners ganz zu besitzen. Dies beseitigt von selbst die Prostitution und führt zu Ehe.

Ich schalte hier einige treffende Bemerkungen Christiansens über das Vaerting'sche Buch ein:

„Der physische und moralische Verfall der Menschheit, besonders der des deutschen Mannes und deutschen Weibes, wie er uns leider heute überall begegnet, ist im Ganzen und Einzelnen nichts anderes als die abnehmende Differenzierung physischer und moralischer Art der beiden Geschlechter *als solcher* zugunsten der zunehmenden der beiden als *Gegengeschlechter*, ist also nichts anderes als das abnehmende physische und moralische *Bewußtsein* des Mannes und Weibes als *angeborenes Geschlecht*, bedingt durch das zunehmende moralische und physische der beiden *als nicht angeborenes*! In manchem bekommen die Verfasser nun doch aber Angst vor ihrer eigenen Kurage. So z. B., wenn sie unentschieden lassen, ob der Frau dieselben sexuellen Rechte wie dem Manne einzuräumen sind oder ob die strengen Sittlichkeitsnormen des Weibes auch auf den Mann ausgedehnt werden sollen, kurz, ob in ihrem Gleichberechtigungszustand die Polygamie oder die Monogamie Regel werden soll. Ein besonderes Bewußtsein der Moral des angeborenen Geschlechts,

also einen Rest von männerstaatlicher Tendenz bei ihnen kann man aber in dieser Unentschiedenheit kaum erblicken — ihre ganze Anschauung ist mit ihrer Forderung einer „völligen Gleichheit der sexuellen Rechte und Pflichten bei beiden Geschlechtern" eben auf Polygamie eingestellt! — (?)... sie streuen einfach dem Leser Sand in die Augen, indem sie andeuten, daß — „wahrscheinlich" der einzige Faktor, der die Monogamie verwirklichen könne, die Schaffung des Gleichgewichtes der Macht zwischen dem Manne und Weibe sei."

Die mathematische Formulierungskunst der beiden Vaertings erreicht ihren Höhepunkt im zweiten Bande, der hauptsächlich der Darstellung der Bedeutung der Sexualkomponente gewidmet ist. Vaertings verstehen unter der Sexualkomponente das folgende: „Sobald Personen verschiedenen Geschlechts miteinander in geistige Berührung kommen, so ist die Möglichkeit einer sexuellen Influenz gegeben," jedoch erfolgt sie keineswegs mit Notwendigkeit. Kommt der sexuelle Faktor zur Wirkung, so wollen wir die psychische Seite dieses Vorganges die Auslösung der Sexualkomponente nennen."

In diesem Satze liegt zunächst ein Fehler allgemeiner Natur verborgen: der, daß immer die Möglichkeit einer sexuellen Influenz gegeben sei, sobald Personen verschiedenen Geschlechts miteinander in geistige Berührung kommen. Um diesen Fehler klarzulegen, müssen wir deutlich scheiden zwischen Sexualität als dem Auslösen geschlechtlicher Reizempfindung und Erotik, als der zwischen zwei Menschen stattfindenden sympathischen Gesamtanziehung, zu welcher das Sexuelle als Teilerscheinung gehört, und, wenn auch nicht ausgeübt, jedenfalls vom seelischen füreinander-empfinden aus, möglich sein muß. Erotisch an einen Partner gebundene Menschen lösen zwar bei Dritten oft in starkem Maße die Sexualkomponente aus, können aber selbst nie zu solcher Auslösung durch Dritte ge-

bracht werden, es sei denn, daß ein Dritter eine noch lückenlosere, vollkommenere erotische Ergänzung in Aussicht stellt als der bisherige Partner. Doch werden zunächst auch in diesem Falle nur Ergänzungen der fehlenden Punkte gesucht, nicht geschieht ohne weiteres ein Umschwingen der ganzen Persönlichkeit zum neuen Gegenstande. Hiermit erfährt nun die Behauptung von der steten Möglichkeit sexueller Influenz einen starken Stoß. Nur erotisch vollkommen Untangierten steht diese Möglichkeit ganz und gar offen; ihr Prozentsatz sollte, deucht uns, unter arischen Menschen — und Köter und Mischlinge und Rassefremde gehen uns doch nichts an — höchst gering sein. Die Behauptung dieser allgemeinen Möglichkeit setzt das Geschlechtliche über das Geschlechtige, setzt die Spannungsbeziehung Mann—Weib über den Begriff Mann—Weib im Sinne von Mensch, und die Vaertingsche Abschwächung: Die Auslösung sei möglich, aber nicht notwendig, dient nur dazu, das Niedrige der ganzen Behauptung noch krasser erscheinen zu lassen.

Obgleich nun von den Verfassern gesagt wird, die Auslösung sei nicht notwendig, so erscheint sie dennoch im Verfolg der Kapitel über die Sexualkomponente stets als mit vollkommener Notwendigkeit auftretend, und zwar wird alle Minderbewertung aller Frauenleistung mit ihr erklärt, dahingehend, die Frau sei eben durch den die Leistungen prüfenden Mann verwirrt gewesen. Ganz außer acht wird dabei gelassen der Gedanke an die Möglichkeit der Beschwingung der Frau durch den männlichen Prüfenden zu einer mehr als gewöhnlichen Höchstleistung. Dies nur nebenbei. Wir wollen im übrigen durchaus zugeben, daß es begrüßenswert ist, wenn, wie in diesem Buche, einmal die Bedeutung der Auslösung der Sexualkomponente erörtert wird, denn sie ist ein Faktor, der durchaus Beachtung verdient und der sehr wohl

dazu angetan ist, mit lächerlichen Einseitigkeiten bisheriger Beurteilung aufzuräumen; immerhin sollten jedoch die Verfasser nicht vergessen, daß die Prüfung des Mannes durch die Frau zu diesem Zwecke nie volles Ergebnis gleicher Art wie umgekehrt zeitigen wird und das deshalb, weil die geistig aufgeschlossene und zugleich edle Frau (und andere Prüfende sind doch beiderseits von geringem Werte) immer instinktiv aus Mütterlichkeit die Auslösungssymptome der Sexualkomponente beim Manne verschleiern wird. Wenn wir nun aber auch bei vollkommener Gleichstellung nie ein ganz klares Bild erhalten werden, so ist doch, wie gesagt, jede Untersuchung dieser Art von Wert, um Vorurteile zu beseitigen. Worin aber die Verfasser irren, ist das folgende: Sie glauben, daß, wenn sie die Gleichwertigkeit an Stärke und Art der Affekte bei Mann und Weib durch richtige Auswertung der Einschätzung der Sexualkomponente festgestellt haben werden, daß damit auch schon die Gleichartigkeit beider Geschlechter an sich bewiesen sei. In Wahrheit setzt da, wo die Vaertings den Schlußpunkt machen, erst die Arbeit ein. Hierzu einige Beispiele: Mit vollem Rechte sagen die Vaertings, daß nur der Männerstaat eine Ansicht wie die zur herrschenden machen konnte, daß die weibliche Intelligenz geringer sei als die männliche. Durch die Feststellung, daß die Wissenschaft gegenteilige Beweise erbracht hat, kann nun zwar Gleichstellung von Mann und Weib in diesem Punkte erreicht werden, nicht aber ist dadurch Gleichartigkeit bewiesen. Vielmehr wird gerade durch die Bemühungen der Wissenschaft um diese Dinge und durch deren scheinbar einander teilweise widersprechende Zeugnisse Licht in die absolute Verschiedenheit gebracht. Diese ist die folgende: Die männliche Intelligenz ist egoistisch und dabei objektiv, die weibliche altruistisch und dabei subjektiv eingestellt. Im Manne denkt immer zugleich mit ihm Ahne

und Sohn; das große, egoistische und dabei nicht persönlich subjektive Ich der Geschlechterkette ist es, das Mannes Denken erfüllt und ausmacht. Das Weib umspannt altruistisch im Denken alle Menschen der Gleichzeitigkeit im Raume und tut solches persönlich-subjektiv, rein als Individuum. Das Weib bedarf zur Weite des Umspannens quantitativ mehr Intellekt (daher das Ergebnis der Wissenschaft, daß das Weib relativ 340 Gramm mehr Hirn habe als der Mann), jedoch hat der Mann einen qualitativ besseren Intellekt — sein Gehirnhaus ist größer, luftiger, er hat weitere „Atemkammern“ hinter seiner Stirn; das Weib ist also relativ klüger, geistreicher, der Mann geistvoller. Das Weib denkt an alles, es vergißt nichts, der Mann aber hat die Magie des Denkens, das lückenlose geniale Rückerinnern.

Wenn wir mithin aufräumen mit dem männerrechtlichen Vorurteile vom geringeren Intellekte des Weibes und wenn wir an seine Stelle setzen die richtige Konstatierung, daß das Weib mehr Intellekt habe als der Mann, so wollen wir doch nicht vergessen zu ergänzen, daß dafür die Qualität des Intellektes beim Manne relativ höher ist. Ein anderes Beispiel! Wiederum mit Recht bezeichnen die Vaertings die Behauptung von der größeren Emotionalität des Weibes als männerstaatliches Märchen. In seiner Widerlegung aber machen sie große Fehler und in den Schlußfolgerungen noch größere. Sie glauben die Behauptung zunächst widerlegt durch den Hinweis auf die einseitig männerrechtliche Beurteilung der Auslösung der Sexualkomponente. Hierin sind sie nicht im Rechte deshalb, weil die weibliche Emotionalität sich immer, auch bei objektivster Prüfung „äußerlicher“, wenn ich so sagen darf, flächiger äußert und deshalb immer als größer gewertet werden wird. Sie spiegelt sich beim Weib in Gegensatz zum Manne in jeder Faser seines Wesens. — Eberhard hat

in seinem Buche dieser Tatsache mehrere Kapitel gewidmet. — Hätten die Vaertings tiefer gesehen und wahrhaft ins Leben hineingelauscht, statt in Experimentierbüchern ihre Weisheit zusammenzusuchen, sie wüßten, daß der Mann nicht nur, wie sie es wollen, der Frau in der Emotionalität gleichwertig, und selbstverständlich erst recht nicht, wie die Sexualkomponentler stets behaupten werden, ihr nachstehend ist, sondern daß er ihr in der Emotionalität durchaus überlegen ist. Auch hier aber wieder gilt es, die Verschieden*artigkeit* herauszuarbeiten: Bei vollkommener Gleichstellung der Geschlechter, bei der es mithin bei Mann wie Weib kein Machtstreben mehr geben würde, bei dem mithin keins dem anderen mehr in größerer Zucht und Beherrschung imponieren wollte, bei einer solch vollkommenen Gleichstellung, in der es ginge nach dem köstlichen Tagorerefrain: „Denn ich weiß, das ist die höchste Weisheit, trunken zu sein und unter die Hunde zu gehen" — bei solch vollkommener Gleichstellung würde doch bestehen bleiben: Der Mann ist essentiell emotional, das Weib akzidentiell emotional. Weshalb der Mann in der Liebe physisch mehr leistet, das Weib aber psychisch mehr Echo gibt; weshalb der Mann von unglücklicher Liebe Pfeil schwer versehrt wird und im Leide der Liebe siecht, indes das Weib in einer uferlosen Liebe sich vergißt und verliert und bei Versagen und Treubruch irrsinnig werden kann.

Nein! auf dem Wege der Gleichungen und mathematischen Formeln läßt sich das Geschlechterproblem nicht lösen, ganz besonders nicht, wenn alles aus dem Gesichtswinkel schwächlicher Dekadenz heraus geschaut und der Behauptung Raum gegeben wird, der Mann ermüde! in der Liebe, das Weib nicht!!! Wissen die Vaertings nicht, daß die Liebe des Mannes Geist beflügelt und des Weibes Geist einschläfert und daß sie des Weibes Körper belebt und des Mannes Körper beruhigt?

Kennen die Vaertings beim Manne nur körperliche und beim Weibe überhaupt keine Müdigkeit?! Mit dieser Vaertingstelle sind wir übrigens zu einem der ganz wenigen Punkte gelangt, an denen die Verfasser wirklich tatsächliche Unterschiede zwischen Mann und Weib feststellen. Ein anderer solcher Punkt liegt in der Feststellung, das Weib habe Todesfurcht, der Mann Todesverachtung, ja, des Weibes Mut sei letzten Endes nicht Freiheit von Furcht, sondern geradezu Furcht vor dem Tode. Nichts ist deutlicherer Beweis der Richtigkeit unserer Theorien als gerade diese Feststellung! Das Weib, nur einmal da und die Welt der Gegenwart umarmend, will nicht sterben und fürchtet den Tod und geht Gefahren nur mutig an, um dem Tode zu entrinnen; der Mann aber ist der Verächter des Todes und ist bereit, für die Seinen in den Tod zu gehen, denn sein Leben ist nur scheinbar; wirklich und wesentlich ist er nur als Kern der Geschlechterkette. Für ihn ist Krieg kein Sichwehren gegen feindliche Angriffe, sondern eine ernste und heilige Sache der Selbstbehauptung des Volksganzen, als Generationskette gesehen. Daß wir so wenig mehr den Krieg in diesem Lichte gesehen haben, daran erkennen wir den Einfluß der Frauenrechtlerei. Das Weib bringt nur Opfer für die unmittelbare Gegenwart, bestenfalls noch für die von ihm geborenen Kinder, der Mann ist bereit als Individuum für die Idee sich zu opfern, nicht für die kommunistische Bruderschaft in der Breite des Ortes, sondern für die aristokratische, die Zeiten durchlaufende Linie, für die Freiheit der Enkel und die geistige Auswirkung der Ahnen.

Würden die Verfasser hier und an so vielen verschiedenen Orten die große Bedeutung der Verschiedenartigkeit wahrgenommen haben, ihr Buch wäre nicht gefährlich. So aber, im Übersehen dessen und im Proklamieren der Gleichberechtigung als eines höchsten und letzten Zieles, wird ihr Buch

zum Irrlichte. Ich lege den Finger auf die größte seiner Gefahren: Abschaffung der doppelten Moral. Der Mann ist von Natur nicht treu. Sein Blut drängt von Weib zu Weib. Erobern, Sohngestalten, neuerobern, anders sich spiegeln, das ist natürlichen Mannes natürlicher Weg. Die Frau nun, indem sie treu ist und nach Goethes Gebot den Mann zum Gehorsam verpflichtet, und dies eben durch die Zuvorkommenheit ihrer Treue, gewährleistet hierdurch Zucht, Ordnung und Reinlichkeit im Familien- und Staatsleben. In dem Augenblicke der Behauptung der Gleichberechtigung hört die Frau auf, treu zu sein und damit fällt für den Mann die Ehrenpflicht der Treue fort und die Sittenlosigkeit hält damit allenthalben ihren Einzug.

Es mag sein, daß die Verfasser so weit nicht gedacht haben, und wenn wir mithin auch nicht mit ihnen gehen wollten, so könnten wir doch ihnen verzeihen, weil sie in Unwissenheit handelten; sie machen sich aber einer anderen Sünde schuldig und das so versteckt, daß diese Sünde sich verdoppelt und verdreifacht: sie sprechen allenthalben offen und breit vom Ziele der Gleichberechtigung, heimlich aber wollen sie die Frauenherrschaft. Das spricht aus der oben schon erwähnten Stelle über Todesfurcht und Todesverachtung, aus welcher ich die wohlverschleierten und doch so verräterischen Worte, die für die Frauenherrschaft sprechen, in Sperrdruck heraustreten lasse:

„Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit, wodurch diese Unterschiede (Mann = Todesverachtung, Weib = Todesfurcht) zustande kommen können. Die sexuelle und psychische Konstitution ist bei beiden Geschlechtern nicht von der gleichen Widerstandskraft gegen die Gefahren der eingeschlechtlichen Vorherrschaft. Bei dem weniger widerstandsfähigen Geschlecht leidet die Lebenskraft leichter Schaden.

Je mehr aber die Lebenskraft abnimmt, um so größer wird die Todesverachtung.

Die Verfasser kündigen durch eine kleine Fußnote an, daß auf dieser Erkenntnis der noch nicht erschienene dritte Band sich aufbauen werde. Wir können nur wünschen, daß dieser Band keinen Verleger finde, denn er wäre eine furchtbare Schande für den deutschen Mann.

Wir treten an ein anderes Buch der Zeit heran: an das Ehebuch des Grafen Keyserling.

Das vom Grafen Keyserling zusammengestellte Ehebuch bedeutet ohne jede Frage eine Tat. Schon, daß er aller Mitarbeiter Wesen klar genug erfaßt hat, um Jedem die ihm gemäße Aufgabe am Gesamtbau des Buches zu übertragen, ist eine Erscheinung, die Keyserlings Einfühlungskraft aufs schönste ehrt. Wenn nun aber das Buch trotzdem zum geringsten Teile das hält, was es verspricht, nämlich, Spiegel zu sein der Ehen unserer Zeit und Führer zur Besserung und Läuterung, so liegt das daran, daß relativ wenig Geniale im Buche zu Worte kamen: meist sind es Nach- und Mitempfinder, wobei ich jedoch bitte, den Nachdruck auf das Wort Empfinder zu legen. Es sind Menschen von Kultur, aber von einer wohl nicht angeborenen, sondern erworbenen und darum stoisch angehauchten Weisheit, die die Form über alles setzt und die um der Vermeidung von Turbulenzien willen sich in Gesetze bequemt, um diese zur zweiten Natur sich werden zu lassen, indes der Mensch angeborener Weisheit solange diese Gesetze sprengt, bis sie ihm rein von innen heraus erwachsen. Deshalb kann er viel allseitiger wirken und deuten als der Mensch erworbener Weisheit. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir in den Verfassern des Ehebuches fast ausnahmslos Menschen der degenerierten oder dekadenten geistigen Oberschicht unseres Volkes vermuten, womit nichts Abfälliges gesagt sein soll,

sondern es soll dadurch lediglich der Charakter der Darbietungen des Buches unter eine allgemeine Beleuchtung gebracht werden; auch Treibhausblüten, auch Seerosen, auch Mistelzweige sind schön, sind naturgewollt, sind ehrenwert. Was aber diese nicht geniale, sondern nur genial schwingende Oberschicht nicht vermag, das ist das objektiv-blutvolle Erfassen alles dessen, was neben und was außerhalb seiner Schicht, seiner Temperamentsspannung, seines Niveaus, seines Standes, seiner Problemstellung lebt und atmet. So kommt es, daß wir in diesem Buche in vielen Kapiteln ein gutes Bild erhalten von der Form der Adelsehe, der Künstlerehe, der Arztehe, der Gelehrtenehe von heute, nicht aber das Bild der modernen Ehe als solcher, nicht den Durchschnitt durch alle Ehen als solche, nicht die Problematik der Ehe unserer Zeit und nicht die Wege zur Befreiung aus dieser Problematik. Besonders typisch für die Nur-Betrachtung des ihnen konformen sind die Abhandlungen Keyserlings, Thomas Manns, Marta Karlweis', Alphonse Maeders, sowie die Frau von Kemnitz' an jenen Stellen, an denen die letztere aus dem Ringe des Mystisch-Medialen, der ihren Werken den ihnen eigenen Adel und Wert verleiht, heraustritt, und aus wachem Bewußtsein heraus, wie beichtend, die Erotik des Priester-Künstlers, der Priester-Künstlerin darstellt.

Wenn Keyserling die Ehe (im Zusammenklange mit Sir Galahad) einer Ellipse vergleicht und das besonders Schwere in ihr darin sieht, daß der Mensch in ihr eine Doppelstellung einnimmt, sowohl einsam ist, wie in der Spannung der Zweiheit (im Sinne der Mehrheit) sich befindet, so spricht hier der Mann schöngeistiger Betätigung, in welchem vielleicht das Nichtgeniale die Ehe dafür verantwortlich machen möchte, daß das Geniale (All-Geistige) ihm versagt blieb — jedenfalls spricht hier ein Outsider als geistiger Mensch eine Wahr-

heit als allgemein aus, die nur für die oben gekennzeichnete Oberschicht zur Tragik zu werden vermag. Der Ungeistige empfindet sie überhaupt nicht, und der Kraftgeistige, einerlei, ob Mann ob Weib, ist „Manns genug", die zum Schaffen notwendige Einsamkeit inmitten der Zweisamkeit sich zu gestalten, ohne jede Qual für den Partner, weil die Schaffung eben mit Selbstverständlichkeit geschieht und deshalb als selbstverständlich empfunden wird. Und wenn Graf Keyserling weiter sagt, daß eben um jener tragischen Kraftprobe zwischen Einsamkeit und Zweisamkeit willen die Ehe als besonders reizvoll empfunden werde und daß die Menschen gerade um dessentwillen die Ehe schlössen und daß deshalb der Wille zur Ehe nimmermehr erlösche, so spricht auch hier wieder ein müder Wille, der an dem Narkotium einer sich selbst gestellten Aufgabe zugleich sich beruhigt und anfeuert, indes in der Welt der großen breiten Wirklichkeit nicht anzunehmen steht, daß aus dem Verlangen heraus, eine große tragische Aufgabe zu lösen, Ehen geschlossen würden; vielmehr bleibt der Hauptgrund der Eheschließung die Gründung einer Familie, die Weiterführung des Geschlechtes. Freilich, die Mehrzahl der Menschen tritt nicht im vollen Bewußtsein der Aufgabe als solcher in die Ehe, weshalb Keyserling scheinbar Recht zu behalten scheint mit den Nebengründen, die er an seinen Hauptgrund anschließt: mit dem sexuellen Grunde des ungestörten Genießen- und Sattseinwollens, und mit dem auf Vereinigung von Arbeitskräften oder auf Versorgung spekulierenden; sehen wir aber genauer zu, so ist doch ein treibendes Motiv immer, daß geheiratet wird, weil das Verheiratetsein mehr Würde und Ansehen gibt, und dieses wollen sich die Eheschließenden vor ihren Mitmenschen erwerben. Was aber ist der Grund dieses gesteigerten Ansehens? Er liegt freilich zunächst auch nur darin, daß die Eheschließung besagt:

Diese können es sich leisten, eine Ehe zu schließen, eine Familie zu gründen. Läge jedoch der Nachdruck dabei nicht auf der Familiengründung als solcher, so wäre Der angesehener, der beispielsweise seinen Verdienst in Autos und Pferde steckt, statt in Familienzuwachs. Da bei allen gesund und natürlich empfindenden Menschen dies nicht der Fall ist, so ist dadurch erwiesen, daß wir Deutschen uns der Würde und Aufgabe der Ehe als einer Gemeinschaft zur Familiengründung voll bewußt sind, daß die Ehe aus diesem Grunde eingegangen und daß aus diesem Grunde ihre Problematik getragen wird. Diese Problematik aber liegt ganz anderswo als wo Graf Keyserling sie sieht. Sie liegt in der Frage, ob es dem Manne gelingt, diejenige Frau, die er aus Leidenschaft zur Mutter seines Sohnes gekürt hat, und die er entweder unter oder über sich im Intellekte wählte, je nach dem, wie das die Entwickelung seines Kernes verlangte (mit welcher Verschiedenheit bereits alle Problematik gegeben ist) ob es dem Manne gelingt, diese Frau zur idealen, mit ihm harmonisierenden, ihm sich anpassenden Gefährtin des Alltages zu machen.

Wir sind mit dieser Betrachtung in den Kern der Fragestellung eingedrungen: Weshalb werden Ehen geschlossen?

Befremdlicher Weise finden wir die Antwort: um der künftigen Generation willen, kaum ein einziges Mal im ganzen Ehebuche. Wo sie gestreift wird, geschieht es, um sie als überlebt darzustellen oder um sie zu einer nebensächlichen Teilantwort herabzusetzen. Der Einzige, der wohl sicherlich mit seinem ganzen Wesen in jener Anschauung verwurzelt ist, Rabindranath Tagore, hat in seiner Abhandlung in göttlicher Sorge um die Not des Abendlandes den Finger des Nachdruckes nicht auf diesen Gedanken gelegt, sondern auf den Weg zur Wiederbelebung des Willens zu Ehe und Sohn hingewiesen, welchen Weg er kennzeichnet als eine Wieder- und

Neubelebung der Shakti, der Bezauberungsgabe des Weibes. Alle übrigen Mitarbeiter sehen mit überwiegender Mehrheit in der Ehe andere wesentliche Ziele als die vornehmsten an: Vereinigung zur gegenseitigen Emporläuterung nennen sie die Einen, Andere sehen in ihr die Aufgabe zur Verschmelzung in einem höheren Dritten, Gott (Bernhart), andere wieder den Weg zum kraftspendenden und zu höchster Harmonie führenden Sexualspiel (Ellis), andere den Weg zur sittlichen Erhebung aus Polygamie zu Monogamie (Maeder), wieder andere sehen in ihr den Weg zur Betätigung des Willens zur Wahlverschmelzung (v. Kemnitz), andere zur Rettung aus Homoerotik (Thomas Mann), keiner erkennt in ihr den tiefen Sinn, dem Schopenhauer mit dem Worte vom Streben „des Genius der Gattung“ nach Selbstverwirklichung unsterbliche Prägung gegeben hat.

Und nicht nur das: ihrer mehrere unter den Autoren des Buches sehen in der Ehe ein Hemmnis, das zu umgehen sie sich als Künstler für berechtigt halten. So meint Meta Karlweis: „Die Frau erobert sich die Welt durch das Medium des Mannes; es geht nicht mehr an, sie als Dirne zu ächten, wenn sie auf ihrem Wege zur Erkenntnis, zur Erfassung der Welt sich immer wieder neu hingeben muß, um neu zu erfassen.“ Und so glaubt Beatrice M. Hinkle, eine neue Ehe nennen zu dürfen nach dem Hemmnis der alten, in der die Frau geknechtet war, die Verbindung zweier Menschen in Kameradie nach genauer gleichberechtigter Abgrenzung ihrer Ansichten, Wünsche, Gewohnheiten, — ein Bild, das stimmen mag für Künstlerehen, nie aber seine Berechtigung hat in der Sphäre der Geschlechterkette, allwo die Frau den Charakter des Mannes anzunehmen hat und darin ihr volles Glück findet.

Es mutet, angesichts solcher Gesamteinstellungen, seltsam an und erscheint zuweilen als ein Widerspruch in sich selbst,

daß einige Verfasser versuchen, die Bedeutung der Ehe als einer uralt geheiligten Institution aus Geschichte und Völkerleben darzutun. Als schlage die Vernunft in ihnen sich selbst ein Schnippchen, so kommen diese Verfasser zur Verherrlichung der Ehe, die in den Begründungen, die sie dafür geben, gar nicht zu finden ist. Im Gegenteil! So bringt Nievenhuis Beispiele von den Eheeinrichtungen und Bräuchen der verschiedensten primitiven Völker bei und zieht aus dem Vorhandensein der Ehe schon bei diesen den Schluß, daß die Ehe nicht nur tote Form, sondern, er ruft dies mit besonderem Nachdrucke der sittenlosen Moderne zu, ein lebendiger Faktor von ewiger und allgemeiner Bedeutung im Leben aller Völker sei. Davon, das übersieht er, ist nun gerade das Gegenteil richtig. Bei den primitiven Völkern, das sehen wir deutlich aus den Beschreibungen, handelt es sich bei den Ehegesetzen nur um eine Sicherheitsform. Der Geschlechtstrieb führt zur Erzeugung von Kindern; diese müssen geschützt werden, auch über das Alter der sie betreuenden Brutliebe hinaus; deshalb wird, entweder in Form matriarchalischer oder patriarchalischer Einrichtungen, Ordnung geschafft. Im verfeinerten Staate *könnte* Matriarchat wie Patriarchat, ja die gesamte Eheeinrichtung verschwinden, indem einfach der Staat sich der Kinder annimmt. Das Gefühl der Verantwortlichkeit aller gegen alle ist dann eben so groß, daß die Einzelversicherung Ehe oder die Gruppenversicherungen Matriarchat oder Patriarchat nicht mehr nötig sind. Das Vorhandensein der primitiven Ehe ist mithin in nichts Begründung der ethischen Notwendigkeit der Eheeinrichtung verfeinerter Kulturen, sondern nur das primitive Schema zum Staate als Brutversorgungsanstalt, ist also im Gegenteil direkt der Wegweiser zur Auflösung jeder Eheform. Daß die Ehe im verfeinerten Kulturleben immer noch fortbesteht, hat mithin mit der Gewohnheit

an die Zeiten und Bräuche der Primitive nichts zu tun. Wohl aber ist ihr Bestehenbleiben uns Beweis ihrer metaphysischen Bedeutung. Denn, bestehen innerhalb eines Staatswesens, das Brutversorgung im Großen treiben könnte, ja, dem diese rationeller wäre als die Ausspaltung in Familien, dennoch weiterhin die Ehen, so besagt das klar und deutlich, daß die Ehe der Kulturvölker eine Institution ist zur Sicherung und Stärkung der individuellen Artgleiche durch die Geschlechterfolge eines Familienstammbaumes hindurch.

Eine verkehrt basierte Verherrlichung der Ehe finden wir ferner beim Grafen Thun-Hohenstein.

Thun-Hohenstein schreibt über die Standesehe und ihre Bedeutung. Ganz richtig vom Indischen ausgehend als dem Begriffe des Hausvatertums, schwingt er, ostisch, also ungermanisch denkend, in das chinesische Vorbild der Ehe als Schollenhüterin um, und verherrlicht in Anschluß daran eine Standesgliederung nur nach der Größe der vom betreffenden Stande beherrschten Landschaft, die glücklicherweise auf uns gar nicht zutrifft. Recht gefährlich ist es jedoch, diese als arteigen uns unterzuschieben. Denn unsere Standesgliederung ist die dem metaphysischen Wege der Bewußtmachung und Vergeistigung entsprechende: Nährstand, der Stand der Bearbeitung der Scholle zum Zwecke der Nutzbarmachung für unseres Lebens Notdurft, Wehrstand, der Stand der Schützer und Verteidiger und Erweiterer der uns lebensnotwendigen Scholle, Lehrstand, der Stand, dem die Vergeistigung und Durchdringung aller mit den zeitlosen Ideen der Geschlechterkette und den raumlosen des: Das bist Du: obliegt, auf daß der Mensch nicht nur lebe und kämpfe, sondern im Bewußtsein seiner selbst glücklich sei.

Auch ein Ernst Kretschmar sucht eine Lanze zu brechen für die in der Heiligkeit des Urinstinktes verwurzelte Ehe, dadurch, daß er an hundert Ehepaaren prüfend die Vorherrschaft der

Kontrastehe nachweist, was er als bedeutungsvolle Fügung zum Zwecke der notwendigen Ergänzung betrachtet, und ferner dadurch, daß er ein starkes Suchen nach Schönheit bei der Liebeswahl feststellt, worinnen er ein die Rassevervollkommnung sicherndes Element zu erblicken glaubt. Kretschmar übersieht, daß alle Kontrastnotwendigkeit schon auf Krankheit, auf Harmonielosigkeit schließen läßt; daß sie Gift ist auf Gegengift dann, wenn zwei Menschen im individuellen Verkehre ihrer bedürfen (Kontrastehe gesunder Menschen wird als Tragik empfunden und nur um der nächsten Generation willen ertragen, wie Schopenhauer solches meisterlich ausgeführt hat). Und Kretschmar vergißt ferner, daß die Frage nach Schönheit schwächlich ist und ihr Vorhandensein kein Zeichen der Rassestärke. Im Gegenteil, alles was schön ist, ist es auf Kosten des Wesentlichen, und auf dieses, auf den Wunsch nach dem Wesentlichen und nach seiner restlosen, Würde und Adel darstellenden Ausprägung kommt es an.

Es irrt auch Ricarda Huch in ihrer Betrachtung über die Romantiker. Die Romantiker verschleierten ihre dekadente Sexualität durch eine vorgebliche Erotik geistiger Betonung. Sie daher als begrüßenswerte Vorläufer einer den männerstaatlichen Standpunkt brechenden Welle anzusehen, ist nicht zulässig. Vielmehr haben sie einer ungesunden Sentimentalität Vorschub geleistet, und, kraftvoll-erdgebundene Sinnlichkeit verschmähend, die Kluft zwischen Geistern und Volk, in welch letzterem allein noch gesunde Erotik lebt, weiter aufgerissen. Wenn die Anschauungen der Romantik Breschen schlugen in die Mauer der Männerrechtlerei, so taten sie es nur im Sinne des Schwindenmachens der Schamhaftigkeit der Frauen. Dies ist Vorläufer zu Untreue, zu einer Überbetonung des Mütterlichen als Selbstzweck, zur Vergröberung des erotischen Feingefühles, zum Absterben der Ritterlichkeit.

Wenn ein anderer Mitarbeiter des Ehebuches, der Sinologe Richard Wilhelm, uns die chinesische Ehe in den leuchtendsten Farben malt, so entnimmt ein erotischer Mensch daraus nur das Eine, daß China das Land kalter Sexualität ist, und er friert beim Lesen dieser toten Vollkommenheiten.

Hier sei gleich auf eine zweite Seltsamkeit des Ehebuches aufmerksam gemacht. Nirgends findet sich eine richtige Klarstellung und Abgrenzung der beiden Begriffe Erotik und Sexualität. Wo sie versucht wird, da wird Erotik dargestellt als Übersteigerung der Sexualität im Sinne des Adelns dieser, nicht aber als der einzig menschenwürdige große Kreisring der Verschmelzung zwischen Mann und Weib, in welchem die Sexualität ein Teilchen ist, die Ausbruchstelle des Reizes, die Krateröffnung des Vulkanes, die grobderbste Form der Erotik, verabscheuenswert dann, wenn sie, losgelöst aus dem großen Kreis, in dem sie Teilchen ist, selbstherrlich und als für sich allein bestehend auftritt, wodurch der Mensch, der solcherweise geartet ist, zum Tiere herabsinkt.

Am nächsten kommt unserer Einstellung zu den Begriffen Erotik und Sexualität noch Frau von Kemnitz. Sie weiß um Erotik im wahren Sinne, und ihre Ausführungen verraten ein seltenes und äußerst zartes erotisches Feingefühl. Nur das weiß sie nicht, daß jene spezielle Form der Erotik, die sie für sich als mediale Künstlerin beansprucht, nicht Glück ist, sondern notwendig Tragik. Diese Einstellung, die gotische, schafft sich Stillung durch die Liebe und empfängt dadurch den Segen zum Gestalten der Kunst; und die Einsamkeit des Schaffens hinwiederum schafft die Kraft zum Beglücken der nach der Einsamkeit aufgesuchten Gemeinschaft. Der gotische Künstler, entwachsen der Verbogenheit eines leidenden Geschlechtes und versuchend, durch Abirrung zur Kunst als Gegengewicht der Verbiegung in den Pfad der Weisheit einzulaufen, saugt

notwendigerweise bei solchem Schritte den sich ihm und seiner Kunst opfernden Lebenspartner aus, denn dieser gibt Stillung der Liebe, ohne Kraft dafür zu empfangen; sie wird der Kunst zugeführt; und er empfängt die aus der Einsamkeit in die Gemeinsamkeit strömende Kraft des Künstlers nur als ein unpersönliches Geschenk; der Mensch in ihm, der Liebende und nach Liebe sich sehnende bleibt ewig ungesättigt. Nur ein Mensch, der so tiefes Leid der Untreue erfuhr, daß er sein ganzes Leben daran krankt, kann einen solchen Kompromiß der Erlösung im Lebensdienste an einem Künstler oder an einer Künstlerin ohne allzu große Qualen auf sich nehmen, immer aber doch wird der Künstler, die Künstlerin, so sie wach sind, leiden im Gedanken an den Vampyrismus, den sie an den sich ihnen opfernden Menschen verüben. Kunst ist Verbiegung, notwendige Erkrankung zur Gesundung der Welt; der Idealweg der Ehe ist stete Zweisamkeit, wie solches auch den Menschen der Fortzeugung gemäß und lieb ist. Und der Idealweg der gesunden Einsamkeit ist am Gipfel die hohe Weisheit des Einzelnen, der nicht mehr begehrt wird, weil er sich nicht mehr sehnt.

Was Frau von Kemnitz also schildert und meisterlich schildert, das ist die Erotik der gotischen Künstlerin, des gotischen Künstlers. Das ist aber nicht die Erotik der Ehe, im Durchschnitte gesehen, jener Ehe, die stetig gestaltet werden sollte, gerade um die Notwendigkeit der Verbiegungen zu vermeiden, die zur Künstler- und Künstlerintragik führen. Daß Frau von Kemnitz nicht sieht, daß die von ihr dargestellte Ehe nicht die Ehe überhaupt ist, scheint in einem Widerspruche begründet zu liegen, der sich in ihrem eigenen Wesen findet. — Diese Frau ist vom Geiste her medial, vom Wollen her mondän (terrestral).

Wie denn überhaupt, um es hier vorwegzunehmen, das Ehebuch überreich an Widersprüchen mit sich selbst ist. So

baut beispielsweise Frobenius, um sein System zu stützen, eine Theorie des Matriarchats und des Patriarchats auf und merkt nicht, daß diese Theorie, auf die Gegenwart angewendet, absolut nicht Stich hält, sondern gerade gegenteilig aufgebaut sein müßte. Er sagt nämlich, die matriarchalische Form würde bei seßhaften, die patriarchalische bei nomadisierenden Völkern gewählt. Demzufolge lägen unserer Seßhaftigkeit matriarchalische Zustände zu Grunde, und die heutige Auflösung der stabilen Familie in die wechselnden Verbände, das Erwerbsleben auch der Frauen, die Vereinzelung und Nomadisierung aller deute also auf einen betonten patriarchalischen Zustand, dem wir entgegengehen oder in den wir mitten inne sind. Daß das Gegenteil der Fall ist, geht aus Frobenius' eigenen Darstellungen unserer Gegenwart hervor. Dabei merkt Frobenius nicht, daß er in absoluten Gegensatz zur eigenen Theorie tritt. Auch bei Frau von Kemnitz wird der Widerspruch einmal deutlichst eklatant, ohne daß sie dies zu bemerken scheint, denn sonst hätte sie doch sicher den folgenden in sich selbst vollkommen widerspruchsvollen Absatz nicht niedergeschrieben: „Ist freilich die Selbstwandlung des Menschen im Sinne seines göttlichen Amtes vollendet, hat der Selbsterhaltungswille die Selbstschöpfung der Vollkommenheit als einzigen Sinn des Lebens über sich gestellt, dann sind auch das Fühlen und der Wille zur Wahlentscheidung genial gerichtet, und von nun an kann sich dieser Wille nie mehr dem Hasse gesellen. Hat der geniale Haß Anlaß, den Erwählten zu treffen, so erlischt der Wille zur Wahlverschmelzung."

In Widerspruch zu seiner eigenen Theorie tritt auch Graf Keyserling, der lebhaft für eine Verbesserung der Rasse auf dem Wege der bewußten Gattenwahl eintritt, hierbei aber vorschlägt, möglichst durch Verschmelzung mit hochadeligem Weibe die Rasse zu bessern. Hier vergißt Graf Keyserling ur=

alter Gesetze, wie sie uns besonders noch in Indien erhalten sind. In Indien gilt jede Bindung, die nicht in der gleichen Kaste geschieht, als verwerflich. Schärfsten Tadel trifft aber stets das Weib, das sich herabgibt zu einem unter ihm. Entstehen doch aus solcher Bindung die Parias, jene medialen Zwitter, genial in der Schau, aber niedrig im Willen, die Rufer sein mögen zu Umkehr und Erkenntnis, niemals aber Vorbilder des Menschentums und kraftvolle Träger der Rasse.

Neben jenen Aufsätzen, die mehr oder weniger in die Irre gehen, finden sich im Ehebuche prächtige Arbeiten, die teils Ansätze geben zu Weiterbau, teils in sich selbst führend sind.

So ist Paul Ernst's „Ehe und Proletarisierung" ein erstaunlich gut gezeichnetes Bild der Ehe unserer Zeit, und der leitende Gedanke: „Heute herrscht der Proletarier, der Mensch, welcher nicht fühlt, daß er mit allem verbunden ist, daß er verantwortlich ist" — dieser leitende Gedanke ist so recht Motiv, Auftakt unseres Buches, und wir könnten uns keine wirkungsvollere und die Notwendigkeit des vorliegenden Buches: „Weibeslehre" besser beweisende Arbeit denken als diesen klaren und schönen Aufsatz Paul Ernst's.

So ist der Aufsatz von Beatrice M. Hinkle: „Die Ehe in der neuen Welt" eine meisterliche Schilderung der amerikanischen Ehe und nur seine Schlußfolgerungen: Notwendigkeit des Verschwindens der „Altfränkischen Frau" und Übergang der Frau in die große soziale Tätigkeit, beides gesehen als Wege der Rettung, sind nicht zureichend.

So ist auch der Aufsatz Josef Bernharts: „Die Ehe als Sakrament" eine treffliche Idealdarstellung der Ehe, wie sie sein sollte. Nur ist die Verankerung der beiden Liebenden in einen Dritten, der nicht das Kind, sondern Gott ist, tote,

zur Unwahrhaftigkeit und Anempfindung anleitende Formel an Stelle lebendiger, wahrhaftiger Schönheit. Und wenn am Schlusse in leidenschaftlichen Worten Bernhart das protestantische Deutschland aufruft, sich von dem Luther des Protestantismus zu lösen und zu dem Luther des Katholizismus, zu den Lutherworten aus der Mönchzeit zurückzukehren, so beweist Bernhart dadurch, daß er das Wesen Luthers nicht voll erfaßt hat. Dies Wesen ist nicht, wie ihm die Feinde zur Last legen, der Wunsch nach freiem Ausleben der Sinnlichkeit und der Versuch des Niederringens dieses Wunsches, ist nicht Frechheit und Zerknirschung in Wechsel, sondern wenn Luther versucht, große Gebiete der Gottesregentschaft frei zu bekommen für die Selbstverantwortung des Menschen, so spricht daraus das Ringen nach Gottselbersein im arischen Sinne und der dunkle Drang, in der Heiligkeit und Zeitlosigkeit des Erotischen das Sexuelle zu verankern.

Die reinste Freude des Buches gewähren die Aufsätze absoluten Aufbaues: ich nenne die Namen Hattingberg, Lichnowsky und Tagore.

Wenn eine ungesund gesteigerte Geistigkeit und eine mißverstandene Religion heute alle Menschen der oberen Schicht sich als Einsame fühlen läßt, die Könige dieser Einsamkeit zu werden trachten und doch immer wieder ohnmächtig von ihrem Versuche ablassen müssen, und wenn nun so viele Aufsätze des Ehebuches diesen Irrenden das Szepter einer tatsächlichen Königswürde in die Hand zu drücken sich bemühen, wie gut tut es da, einen Aufsatz zu lesen wie den Hattingbergs, den ich am liebsten Wort für Wort abdrucken möchte, genau so, wie auch den der Lichnowsky und den Tagores, einen Aufsatz, in welchem die arme, kranke Menschenseele von heute schonend und wissend in die Hand genommen wird, einen Aufsatz, in welchem in wunderbarer Weise aus

dem verseuchten Meschmasch der Psychoanalyse das beste und reinste herausdestilliert wird zu segensvoller Verwertung.

Und wie gesund und wie straffend ist der Lichnowsky Betrachtung über die Ehe als Kunstwerk! Wie überzeugend lehrt sie behutsames Umgehen mit dem zerbrechlichen Kunstwerke Ehe, und wie beschämend sind ihre Worte über den Leichtsinn der Zeit, dem Wahren der Ehegeheimnisse gegenüber! Hier gilt nur Eines: Lesen und wieder lesen. Und gleiches gilt von der Arbeit Tagores, die in göttlicher Vorschau dem Weibe den Weg vorzeichnet, den es zu gehen hat, um die Welt zu retten.

Warum wir so weit von diesen Idealbildern uns entfernt haben? Warum es nötig wird, daß das Weib in die Schranke trete, den Rückweg zum Glücke uns zu bahnen?

Sollen die recht haben, die da sagen, daß wir so gar sehr in der Irre deshalb gehen, weil falsche Propheten uns in die Askese ziehen und verderbte Prediger uns auf der anderen Seite in den Sinnentaumel reißen wollen? Es scheint fast so, wenn wir der Aufsätze gedenken, die im Ehebuche die Juden und des Aufsatzes, den der Buddhist Dahlke geschrieben hat. Nicht als hätten die Juden etwa Leichtfertigkeit gepredigt, im Gegenteil: ihre Aufsätze zeichnen vielleicht das Bild der Gegenwart am hoffnungslosesten, und wir wollen es ihnen gerne zubilligen, sie sprechen im Tone größter Sorge und Mutlosigkeit, ebensowenig wollen wir Dahlke Ernst und Reinheit des Strebens absprechen; trotzdem aber bleibt bestehen, daß die Erkenner in diesem Falle nicht die Helfer sind, sondern sie und ihr Geist haben uns so weit gebracht, wie wir heute sind. Und das dadurch, daß sie, wie deutlich aus dem Aufsatze Baecks hervorgeht, wohl die tiefste Sehnsucht haben nach dem Geheimnisse des Es, daß dies Geheimnis ihnen aber ewig verschlossen bleibt und sie in der Ehe nur

sehen können „Das Geheimnis des Du". Sobald aber die Ehe gemacht wird zu einer Angelegenheit nur der Zweie allein, so schwingt sie vom Taumel bis zur Askese in allen Farben und es fehlt ihr nur die eine einzige und wichtigste: Heiligung durch den dritten.

Darum ein Wassermann schreiben kann: „Daher sollte man alle Beschränkungen in der Wahl fallen lassen; Männer wie Frauen dürften nicht gehindert werden, weder durch Mutterschaft noch durch die Tugendprämie, alle im Bereich ihres Wunsches und ihrer Phantasie stehenden Erscheinungs- und Erlebnisformen der Liebe durchzuproben und auszuleben."

Und darum ein Dahlke sagen kann: Wir sehnen uns nach einem Zustand, der keiner gemeinen Ergänzung mehr bedarf.

Sie haben beide recht, wenn es sich nur um eine Ergänzung handelt, die dazu führen soll, daß man glücklicher, seliger das Leben zu zweien auskostet als allein. Aber gerade in dieser Einstellung ruht der Verderb. Der arische Mensch sucht das Es hinter dem Ich und dem Du. Lauscht er auf halbem Wege den Verführern, so zu Brunst, so zu Askese, so geht er in die Irre. Nicht der ist ehrlich, wie Dahlke meint, der, weil er erkannt hat, daß man das Leben loslassen kann, es nun auch losläßt, sondern der, der darin festhält, solange sein Instinkt ihn dazu treibt, auch dann, wenn seine Erkenntnis ihm gezeigt hat, daß der andere Weg schmerzloser wäre. Und nicht durch schrankenloses Ausleben finden wir durch das Chaos unserer Zeit hindurch, wie Wassermann das will, sondern durch das zähe gläubige Festhalten an dem einen Menschen, den unser Instinkt uns wählen hieß und in dem wir früher oder später das erkennen werden an Einzigartigkeit für uns, was im Instinkte jauchzend wir gefühlt haben.

Dann erst ist Ehe wahrhaft Sakrament. Nicht im Sinne Bernharts als Verschmelzung in einem Gotte, der ein Gesondertes ist von den Menschen, sondern als Verbindung im Nietzscheschen Sinne, etwas zu schaffen, das größer ist als beide.

Wir haben hier des weiteren zweier Bücher zu gedenken, von denen wir das eine im anderen aufgehen lassen können: Dr. Wieth-Knudsens: „Frauenfrage und Feminismus"[1]) und Dr. Eberhards „Die Frauenemanzipation und ihre erotischen Grundlagen"[2]). Sie haben beide die gleiche Tendenz, das Streben der Frau nach Gleichberechtigung als unhaltbar nachzuweisen.

Wenn Wieth-Knudsen die Frau darstellt als unvernünftig, kurzsichtig, unbeständig, asozibel und unmoralisch, so brandmarkt er mit den drei ersten und der letzten Eigenschaft die Männer, die nicht imstande sind, der von ihnen erwählten Frau Vernunft, Weitblick und Treue aufzuprägen; er irrt sich außerdem gänzlich in der vierten Eigenschaft, denn asozibel wird ein Weib nur unter dem asozibeln Einflusse eines Mannes.

Gehen wir davon aus, daß die Frau, weil nicht ewig, keinen Charakter hat und daß des Mannes hohe verantwortliche Aufgabe darin besteht, der Frau einen Charakter zu geben, so werden wir alle Frauenbildung zu verwerfen haben, die die Frau selbständig macht und die sie dazu anleitet, ein Charaktermodell sich selbst zu suchen, nach welchem sie sich formt. Solche Frauenbildung treibt Raubbau auf einem Felde, das dem Eheherrn zur alleinigen Bearbeitung zur Verfügung bleiben sollte. Darin ruht die große Schädigung des gleichberechtigten Frauenstudiums, der Selbständigkeit der

---

[1]) Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. [2]) Braumüller, Wien.

Bildungs-, Anschauungs- und Erfahrungswege, daß das Weib aus eigener Machtvollkommenheit heraus zu einem fertigen Charakter sich prägt, schon ehe es dem Manne seines Lebens begegnete, und daß es zudem meistens in der heutigen Zeit sich prägt nach toten Vorbildern, daß es also nicht einmal, was für seine Entwickelung noch weniger gefahrvoll wäre, sich modeln läßt durch lebendige Episoden, bestehend in einer, wenn auch vorübergehenden, Unterwerfung unter den Willen wenn auch unzulänglicher Männer. Das Weib von heute gibt sich selbst Form und sucht dann den Kameraden, der dieser Form am bereitwilligsten sich anschmiegt. Der Mann alten Schlages, der die Frau zu sich selbst machen will, wird als brutal und rücksichtslos gebrandmarkt, und im Weibe ist durch die Freiheit der Bildung der Instinkt erloschen, sich gerne vom Manne formen zu lassen. Den Kopf voll erworbener Weisheiten und Wissensanhäufungen, die es gesammelt hat, ohne im ganzen Wesen umgeknetet worden zu sein, also auf dem leichten schmerzlosen Wege der Verstandesarbeit allein, ist das Weib nicht leeres Gefäß mehr, begierig nach Erfülltwerden. Freilich, sein ganzes inneres Wesen, sein Instinkt, sein Wille, ist hohl und chaotisch; gefüllt ist sein Intellekt, und dessen Fülle, Besserwisserei und Hochmut legt sich wie eine alles Leben und Lebenwollen erstickende Kruste über das Wesen und seinen Trieb nach wahrem Leben. Zwang der Mann von früher dem harrenden Weibe Wille und Charakter auf, und schenkte er ihr sodann als selten schönes Blütenerlebnis aus der Wesenswurzel auch die Gemeinschaft mit seinem Geiste, ließ er also das Weib hineinreifen in sein Denken und Sinnen und ward so allererst das Weib gebildet, so verbaut die Frauenerziehung von heute dem Manne solchen Weg. Es wird leider nicht, wie Ruskin das wollte, dem Weibe die Wissenschaft nur zu dem Zwecke dargeboten,

daß es in irgendeiner Disziplin hinein geführt wird in die betäubende und verwirrende Fülle und hinab bis zu den Grenzen der unerforschlichen Geheimnisse, damit es die Schauer des Nichtwissens einmal gründlichst erlebe, um von aller Wissenschaft geheilt zu sein und um zu lernen, vor dem mannesschöpferischen Wahrheits- und Ordnerdrange und dem Manneсmute dem Chaotischen gegenüber demütig zu knien. Sondern das Weib wird geradezu heute geschult, Trägerin des Wissens und der Weisheit zu sein. Ohne Aufprägung und Einimpfung eines lebendigen Manneѕcharakters bleibt aber all solches Wissen tot und unfruchtbar, denn es ist ohne lebendigen Nähr- und Wurzelboden.

Was sollen diese Erkenntnisse im Angesichte unserer Zeit und der vorliegenden Bücher? Dieses: die Schwäche der Männer von gestern hat die Frauenemanzipation zugelassen; die Schwäche der Männer von heute schilt die Folgen dieser Emanzipation, das geistig mündig gemachte und dabei im Charakter unzulängliche Weib (denn das wird doch wohl zugegeben werden: Vernunft, Weitblick und Treue ruhen im Charakter und hängen nicht von der Kapazität des Verstandes ab; auch ein kleiner Geist kann vernünftig, klarblickend und treu sein), woraus folgt, daß es die Aufgabe des Mannes von morgen ist, auf seine Kraft und Pflicht sich zu besinnen, dem Weibe eine ihm gemäße, es lediglich erschließende, nicht füllende Bildung zu geben, und sodann dem also vorgebildeten Weibe seinen Charakter aufzuprägen, um ihm das wieder zu geben, was ihm heute um der Schwäche und Unfähigkeit der Männer willen abgeht: Vernunft, Weitblick, Treue. Steht nun fest, daß der versagende Mann das Zerrbild Weib von heute selbst auf dem Gewissen hat, so sind Bücher, die dieses Zerrbild von heute als weibswesentlich für alle Zeiten hinstellen und die dabei so weit gehen, Geschichtstatsachen zu ver-

fälschen und jesuitische Spitzfindigkeiten uns aufzutischen (siehe Wieth-Knudsen S. 123 und S. 34), ebenso gefährlich für unser Volk wie Bücher rabiater Frauenrechtlerinnen, ja vielleicht noch gefährlicher, denn die Herabsetzung des Weibes, die sich darin breit macht, läßt die Schwachen unter den Männern als Starke sich fühlen und läßt die Starken zu Verächtern und Asketen werden. Statt dessen wäre es hohe Zeit, daß Starke wie Schwache erkennen, daß in Mannes Hand und Willen des Weibes Vollendung ruht, daß Kritik am Weibe auf den Mann zurückfällt, der nicht verstand, Charakter zu prägen, oder daß sie den Schwächling von gestern trifft, der dem Manne von heute das Prägen vereitelt, weil dem Weibe gestattet ward, sich frei nach eigenem Gesetze zu entwickeln, wodurch es derart verbildet wurde, daß nur völliges Zerbrechen noch Wandel zu schaffen imstande wäre. Der Mann von Gefühl schreckt hiervor zurück und ist also gezwungen, infolge der Sünde des Schwächlings von gestern die lächerliche Rolle des Männchens von heute zu spielen. Möge doch der Mann von heute dies sein wahres Wesen richtig erkennen und nicht, wie Wieth-Knudsen und Eberhard dem Weibe zur Last legen, was er selbst in der Person des Schwächlings von gestern verschuldet hat! Möge er doch nicht doppelt lächerlich sich machen dadurch, daß er dem Weibe schlechte Eigenschaften beilegt, die er selbst in so starkem Maße besitzt!

Wenn hierzu allerlei noch gesagt werden muß, so fällt solch Sagen schwer. Der Bücher, die das Weib verkleinern, gibt es viele. Auch eine ganze Anzahl solcher, in denen das Weib gegen den Mann sich zu verteidigen und seine Rechte sich zu erkämpfen sucht. Woran es mangelt, das sind die Bücher, in denen der Mann geschildert wird, wie das Weib ihn sieht. Frau von Kemnitz hat in ihren Büchern ganz leise Andeu-

tungen in diesem Sinne gemacht, doch aber hat sie nie die Mütterlichkeit ganz verleugnet, die das Schwache instinktiv schützt. Diese Mütterlichkeit der Frau, gemischt vielleicht mit einem Quäntchen Eitelkeit, hat wohl die Frau bisher daran gehindert, den Mann so zu zeichnen, wie er heute ist. Es gilt also, das Mütterliche einmal ganz bewußt zur Seite zu setzen und ganz rücksichtslos zu sein und zu sagen: unvernünftig, kurzsichtig, unbeständig, unmoralisch ist auch der Mann: in der Liebe! Nur weil beim Manne Arbeit, Beruf, Streben gleich stark das Leben durchziehen und bestimmen wie die Liebe, indes das Weib viel ausschließlicher in der Liebe allein lebt, entsteht der Schein, als sei der Mann vernünftiger, weitblickender, treuer, moralischer. Fragen wir aber das Weib, wie der noch ungebändigte, unverpflichtete Mann in der Liebe ist, so erhalten wir ein Bild, das eine solche Skala von Dunkelheiten neben einigen Lichtpunkten aufzuweisen hat, daß Entsetzen und Abscheu uns erfüllen. Untreue und Verrat, Lüge und Betrug, Urteilslosigkeit und blinde Verliebtheit sind an der Tagesordnung. Jedes uneheliche Kind zum Beispiel ist ein Beweis eines Berges von Mannesl ügen, als da sind: ewige Treue, Heiratsversprechen, Liebesbeteuerungen, Nöte, Qualen, Hilflosigkeiten, Drohungen, Verachtung, Einschüchterung — — — alles läßt der Mann spielen an Lügen und Verstellungen, nur um zu seinem Ziele zu kommen. Wer uns einwendet, der Mann meine es im Augenblicke des Begehrens vollkommen ernst, er glaube auch selbst an die Kraft seiner ewigen Treue, dem sei die Antwort: nicht Gefühle, sondern Tatsachen haben zu entscheiden. Wer nur kämpft, ringt, weint, um das Weib zur Hingabe zu zwingen, und um, sobald dies erreicht ist, das Weib zu verlassen, und zwar desto rascher und energischer es zu fliehen, je vollkommener der Genuß mit ihm war, der ist kurzsichtig, unvernünftig,

unmoralisch, untreu. Keine Berufung auf die Pflicht, vor allem wahr gegen sich selbst zu sein, reinigt den Mann von der ihm anhaftenden aus solchem Verhalten zutage tretenden Niedrigkeit. Wie richtig wäre es, wenn die Mannesrechtler, statt über das Weib im ganzen den Stab zu brechen, einmal sich klar machen wollten, wie groß der Prozentsatz der eben geschilderten Männer unter den Männern überhaupt ist. Niemals aber fiele es uns Frauen ein, deshalb die Männer im ganzen in der Art zu verdammen, wie dies die Mannesrechtler mit uns machen. Aber nicht nur machen sich die Mannesrechtler nicht klar, wie viele unter ihnen der Zeichnung gleichen, die wir entworfen haben; nein, sie finden sogar, daß der Mann ein Recht dazu habe, das Weib zu verlassen und zu fliehen, daß das in seiner Natur liege, ihm einfach gemäß sei. Wir Frauen haben hier den Männern zu sagen, daß, wennschon das Verlangen nach Wechsel in der Natur des Mannes liegt, der Mann kulturlos ist, wenn er ihm nachgibt. Der Mann, der diesem Triebe nachgibt, wird zurückgeworfen in die Tierheit. Der von Natur zu Kultur aufgestiegene Mann bändigt den Trieb nach Wechsel dadurch, daß er dem Weibe, das er erobert hat, seinen Charakter von Stund an aufprägt, um dadurch aus dem nur liebenden und noch unentwickelten Weibe einen Menschen, Freund, Helfer des Alltages und Mitstreiter des Lebens zu machen. Unsere Männer von heute haben solches verlernt und stehen ohnmächtig den selbständigen Frauen gegenüber. Sie verschanzen sich in ihrer Hilflosigkeit in das Rüstzeug des Despoten, klappern mit hölzernen Schwertern großer Worte an den blechernen Schild der gesetzlich geschützten Form und verlarven das ohnmächtige Männchen hinter der schreckeinflößenden Maske des durch die Sitte sanktionierten Herrn der Schöpfung. Sie flüchten sich in den Wechsel aus Angst vor der Einen, die ihnen

über den Kopf wächst, weil sie sie nicht zu meistern verstehen. Sie hetzen zweie gegeneinander auf, damit diese aneinander verbluten und die eigene Energie unlädiert erhalten bleibt. Das Weib aber läßt sich einschüchtern. Wird es verlassen, so ist ihm dies Signal, all sein Selbstvertrauen wegzuwerfen. Ja, es hat sich dazu erzogen, den Mann des Wechsels als besonders stark zu bewundern. In Wahrheit ist der wechselnde Mann ein Niedriger entweder, oder ein Hilfloser. Statt zur Vergeistigung der Einehe aufzusteigen und das Weib in jede Phase der Entwickelung mit sich hochzureißen, sucht er für jede neue Lebensphase ein neues Weib, das ihm Echo, ja noch mehr, das ihm Anstoß zum Fortschritt werden soll. Geht er diesen Weg des Wechsels nicht, so ist das nach Wieth-Knudsen ein Opfer, das der Mann der Frau bringt!! und, so meint Wieth-Knudsen, es erhoffe sich dann wenigstens der Mann vom Weibe ob der ihm eingeräumten hohen Stellung tätige Mitarbeit, Kameradie, Achtung, Zuvorkommenheit! So verworren ist die Einstellung des Mannes von heute, daß die Mehrweiberei nicht nur nicht als eine Schande, nein, als ein Recht betrachtet wird! Und die Frauen sind angehalten dazu, einen Mann, der dieses Rechtes sich um ihretwillen begibt, zu ehren und ihm eigens deshalb mit besonderer Freudigkeit zu dienen!! Wohingegen doch das Gebot heißen sollte, daß der Mann der Mehrweiberei schlechthin zu verachten ist, und daß der Mann der Einehe erst dann seine Mannespflicht erfüllt hat, wenn er dem Weibe den Charakter prägt; bis dahin verdient er keinerlei besondere Achtung nur deshalb, weil er in Einehe lebt.

Wie ist es möglich, daß unsere Begriffe hierüber so vollkommen verschroben werden konnten!?

Es scheint hierfür zweierlei Grund vorzuliegen. In allen Völkern rasch wachsender hoher Kulturen tritt zeitweise eine

Spaltung ein zwischen Volk und Geistern. Rassische Vermengung und Vergewaltigung durch artfremde Religionen und Sitten verbiegen die Oberschicht. Sie hält sich noch für bodenständig, sieht ihre Art für wesentlich an und merkt dabei nicht, wie weit sie sich vom gesunden Nährboden des Volkstümlichen entfernt hat. Das Volk lacht der Geistigen, wächst seine Art still weiterhin aus und läßt die Verbogenen zu Verstiegenen werden, ohne zunächst davon sich irgendwie beeinflussen zu lassen. Tritt nun aber der Fall ein, daß die Verstiegenen das Ruder des Staates, des Kultus, der Sitte, der Bräuche in die Hand bekommen, und daß sie dem Volke ihre Art als die ideale Lebensart und Norm aufdrängen, dann ist der Verfall da. Als Ägypten seine künstlich überzüchtete Oberschicht zu Rassezüchtern machte und seine freien geistigen Frauen zu staatlich unterhaltenen Müttern seiner „Götterkinder", da grub es sich selbst das Grab.

In solcher Gefahr lebt heute unser Volk. Der Künstler von heute, statt alle Phasen seiner Erlebnisse nur als Proben auf das in ihm ruhende fertig abgeschlossene Durchschauen zu erleiden, steigt als ein Mittelding von Bürger und Bohemien mit dem vollen Ernste des Wirklichkeitsmenschen in seine Lebensabschnitte hinein, und mit dem Schmerze des aufgestörten Gewohnheitsmenschen aus ihnen heraus. Er, dessen unpersönliche Art des Erlebens den Lüsternen verbieten sollte, ins durchblutete Leben umzusetzen, was ihm nur Symbol ist, kann deshalb gegen Dekadenz und Degeneration nicht mehr als Richter auftreten und Erlöser, weil er selbst sich verstofflicht hat und so zum Anführer derer wird, die Sitte und Gesetz, Adel und Reinheit untergraben. So wandern wir, geführt vom Pseudokünstler unserer Tage, straks dem Abgrunde zu, wenn nicht noch ein letztes Besinnen uns hochzureißen vermag, das uns dazu anleitet, das falsche Vorbild

zu zertrümmern und neue Normen für unsere Sittlichkeit aufzustellen, germanische, solche, in denen nicht der Mann über das Weib, noch das Weib über den Mann herrscht, sondern in denen beide sich ergänzen.

Noch eines zweiten Grundes haben wir zu gedenken: Das Weib ist, wie wir wissen, in gesteigertem Maße frigid geworden in unseren Tagen. Es steht anzunehmen, daß aus diesem Grunde mehr Mädchen als Knaben geboren werden. So verschiebt sich das Verhältnis der Geschlechter immer mehr zuungunsten des Weibes. Es mag nun sein, daß das allgemeine Gutheißen und Entschuldigen der Mehrweiberei in unseren Tagen einem Heilsplane der Natur für diese unsere Zeit entsprechen mag. Durch die Mehrehe kämen mehr Weiber zu ihrer natürlichen Bestimmung, der Ausgleich würde vielleicht allmählich geschaffen. In diesem Sinne, aber doch nur in diesem, also dem einer vorübergehenden Einrichtung zur Wiedergesundung unseres Volkes könnte dem „Überheiraten" das Wort geredet werden; nie aber dürfte aus der Not eine Tugend, aus der Einrichtung einer Heilbewegung die Dauereinrichtung einer Gesundheitsform gemacht werden. Nie darf der Rückfall ins Tierische gepriesen werden als das eigentlich Menschliche, nie das Verlassen des Tierischen gekennzeichnet als Grund verbogenen Menschentums.

Ein Buch, das unsere Zeit in ihrer entsetzlichen Sittenverderbnis meisterhaft darstellt, ist Herwig Hartner's: Erotik und Rasse (Deutscher Volksverlag, München). Nachdem er die Begeisterung der Männer von heute für die Bubifrau als bedenkliches Zeichen perverser Schwächlingsneigung für das Gleichgeschlechtliche gebrandmarkt hat, geht er dazu über, an einer Reihe von Auszügen aus moderner jüdischer Literatur die Sittenlosigkeit unserer Zeit darzustellen. Sollten wir die vor uns entrollten Bilder auf eine einzige Formel

bringen, so ist es die Schopenhauersche: Sie schämen und grämen sich nicht. Wenn wir beispielsweise in der Antropro- phiteia oder im Casanova lesen, so bleibt dorten immer Sünde und Schande, was Sünde und Schande ist. Was zum Aus- drucke gebracht werden soll, ist die Gerissenheit, die Schel- merei, die Schlagfertigkeit der großen Sünder, über die man lachen muß, wie man über Lausbubenstreiche lacht, die mit Geschick, Mut und Schlauheit durchgeführt werden. Hier aber, in den jüdischen Romanen, handelt es sich nicht um die Dar- stellung des Abenteuers als eines kleinen oder großen Kunst- werkes menschlicher Verschlagenheit, sondern um das lüsterne Wühlen in sinnlichen Vorstellungen und um das Entschuldigen und Beschönigen aller Fehltritte aus der Erwägung heraus, daß Liebe zu allem berechtige. Immer kehrt das gleiche Bild wieder: zwei Menschen entspannen sich aneinander, und der Autor hat seine Freude daran, er schildert es in aller Breite, er entschuldigt es, wenn nötig, er lobt es als natürlich und gesund. Daß die jüdische Literatur diese Abenteuer immer Erotik sein läßt, macht die Schilderungen besonders ab- stoßend. Immer wieder wird die freie Liebe der langweiligen unwahrhaftigen Ehe gegenübergestellt, immer wieder wird jede Dauer als unsittlich weil unwahr gekennzeichnet. Eine krassere Verhöhnung und Leugnung arischer Erotik läßt sich nicht denken. An ihre Stelle tritt jüdische Sexualität. Ihr ist körperliche Verschmelzung nicht Ausdruck der seelischen. Im Gegenteil. Das Sexuelle steht ihr an erster Stelle; höchstens vermag in ihr der seelische Gleichklang der Sexualität eine be- sondere Note und Würze zu geben.

Es ist schade, daß der Verfasser des trefflichen Buches nicht unsere Einstellung zur Erotik hat. Er hätte von solcher Warte aus noch viel schonungsloser seine jüdischen Opfer geißeln können. Für ihn ist nämlich zwar ganz richtig „für den arischen

Menschen eine tiefere innere gefühlsmäßige Verbindung nötig, um sich frei seiner Geschlechtlichkeit hingeben zu können", doch fährt er dann fort: „der triebhafte und der geistige Mensch werden im Arier mehr oder weniger zwei Naturen darstellen, von denen die erste verstummen muß, wenn die zweite sich regt." Die beiden Sätze widersprechen einander. Während Hartner im ersten mit Recht den Nachdruck legt auf das Verschmelzen der Geschlechtlichkeit mit der tiefen gefühlsmäßigen Verbindung (Erotik), trennt er im zweiten das eine vom anderen, tut also gerade das, was in seiner schärfsten Ausprägung so recht Zeichen des Jüdischen ist. Beim arischen Menschen kann jede geisterotische Verbindung in Sexualität umschwingen; der arische Mensch wird aber immer die Kraft besitzen, in die große erotische Verankerung allein sich zurück zu retten, wenn die Sexualität gegen das Gesetz des Lebens im Einzelfalle verstoßen würde; der Jude hingegen, der Erotik nicht kennt, sondern nur Intellektualismus und Sexualität, überfällt plötzlich aus der Sphäre des Intellektualismus sein Opfer sexuell und verwirrt und verführt aus diesem Grund so leicht, indes der arische Mensch jederzeit in der erotischen und der sexuellen Sphäre zugleich lebt, die sexuelle aber immer unter seinem Kommando zu halten vermag. Die sicherste Waffe gegen jüdische sexuelle Gefahr ist also, so recht eigentlich arisch zu sein, nie intellektuell interessiert, sondern immer aus dem erotischen Urgrunde heraus alles erlebend, mit Liebe oder mit Haß reagierend und die Kraft in sich stählend und entwickelnd, jederzeit in den erotischen Urgrund sofort rückschwingen zu können, wenn von irgendwoher überfallsweise die Sexualität angetastet wurde. Solche Fähigkeit des Rückschwingens verleiht dann allezeit Kraft und Mut zu einer alles erobernden und auch das Verderbteste umschmelzenden Güte, die in ihrer herben und stolzen Reinheit so

himmelweit entfernt ist von der laxen Gutmütigkeit, deren Breitmachen in den jüdischen Romanen Hartner mit Recht geißelt.

Jüdische Sexualität ist es auch, die ein Buch erfüllt, das neben dem Ehebuch vielleicht derzeit das Gelesenste in Deutschland ist: Sir Galahad's Kegelschnitte Gottes (Albert Langen, München).

Wenn die Angabe richtig ist, die als offenes Geheimnis über dies Buch verbreitet wird, die nämlich, daß die Verfasserin eine Frau sei (Frau Eckstein!), so haben wir wahrscheinlich in der Zeichnung der Frau Sibyl das Selbstbildnis der Verfasserin zu sehen.

Diese Frau, heraufgewachsen ohne Kinderstube, aber mit dem hungernden Geiste der dekadenten formtrunkenen Aesthetin, verfällt nach der ersten schwärmerisch-gottsucherischen Verbindung mit einem hysterisch-okkulten Arier dem pervers vivisektorischen Juden. Vor ihm fliehend, gibt sie sich selbst im Arme des um ihretwillen wegen Bigamie verhafteten Inders den Tod. Sie ist der Typus des „künstlichen Künstlers", der sich selbst heute zur Norm des Menschen von morgen aufstellt. Die Verfasserin gibt sich erotisch in ihrer Entrüstung über den Pfuhl der europäischen Sexualität und in ihrer Begeisterung für die indische Liebe. In Wahrheit steckt aber hinter dieser erotischen Maske nichts weiter als eine glühend phantasiеberauschte jüdische Sexualität. Weder Europa noch Asien wird von ihr richtig geschildert, denn sie sieht nicht in Europa die reine große Flamme der Erotik im unverbildeten Volke, sie sieht nicht die dieser innewohnende Güte, noch die Keime der Treue, Zucht und sakralen Liebe, die allenthalben zur Entfaltung streben. Und sie sieht nicht in Indien die heilige Gesetzlichkeit, sondern baut ein sexuelles Fabelindien vor unseren Augen auf, das nirgends existiert denn im Kopfe einer Jüdin

oder Verjudeten. Sie behauptet, die Mehrehe sei eine in Indien der Einehe gleichwertig gestellte Einrichtung, während doch mit einem leicht verächtlichen Achselzucken die indischen Gesetzbücher nur den Unersättlichen, oder denen, die irrend nach einer minderwertigen oder unzureichenden Frau gegriffen haben, die Erlaubnis zu einer Überheiratung durch eine zweite einräumen und lediglich beim Fürsten von diesem Achselzucken der Verachtung absehen um der Perpetuierung des Adelsblutes willen, und um den Fürsten in etwas für sein Versklavtsein in der minütlichen öffentlichen Schau zu entschädigen.

So weit treibt die Verfasserin ihre Schamlosigkeit, daß sie Gargi, die junge für den Halbeuropäer zur Frau gewählte Indierin, theoretisch unterrichtet werden läßt, lang bevor die Sexualität erwacht und lang bevor der Mann sich ihr nähert, in: „Atmen des Schoßes, Schließen und Spannen, Entgegenschwellen, die verborgenen Innenwände geschmeidig übend so zu erstarken, daß zu den Gezeiten des Eros aus ihnen die Mondwelle sich der Sonnenflut entgegenwerfe; nach jedem Liebesstrahl wie mit inneren Zauberzangen den blumenglatten Ring zurückschließen in Unberührtheit", und so weit geht sie, der Gattin Gargi, genau wie ihrem Manne, das Wassermannsche Recht des vielfachen Erlebens einzuräumen: „all die heißen Knaben- und Frauenkörper, die durch ihre Arme gingen und die sie erkannten: im einzigen Sinn, da Erkenntnis zwischen Sterblichen für einen Augenblick möglich ist oder scheint."

Es gibt in unserer ganzen Literatur von heute kein sittenloseres Buch als dieses, und das deshalb, weil es im Gewande der Reinheit auftritt. Wer den Gipfel unserer Perversität kennen lernen will, der lese es. Und er frage sich dann: Was tun, um unser Volk zu retten aus dem Fangnetze des Verderbers?

Die Antwort auf die Frage lautet:

„S' ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster,
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte."

Wie ist diese Antwort zu verstehen?

Alles Artfremde, das sich bei uns eingedrängt hat, muß von uns verknechtet werden. Das ist nur dann möglich, wenn unsere Männer das ihnen fehlende Herrenbewußtsein wieder erlangen. Wie aber erlangen sie es? Indem Mann wie Weib handelt nach dem Seherworte Goethes, das zugleich dieses Buch beschließen wie über es hinausweisen möge:

„Der Mann gehorche. Das Weib diene. Dienen aber heißt zuvorkommen."



